

Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert

Herausgegeben von
Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt
in Zusammenarbeit mit
Hartmut Böhme und Jörg Schönert

Sonderdruck

ISBN 3-484-10843-6

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2002



Inhalt

Friedrich Vollhardt: Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert. Zur Einführung in den Band	1
Michael Titzmann: Die »Bildungs-«/Initiationsgeschichte der Goethe-Zeit und das System der Altersklassen im anthropologischen Diskurs der Epoche	7
Manfred Engel: Naturphilosophisches Wissen und romantische Literatur – am Beispiel von Traumtheorie und Traumdichtung der Romantik ...	65
Christian Begemann: Metaphysik und Empirie. Konkurrierende Naturkonzepte im Werk Adalbert Stifters	92
Liliane Weissberg: Das starre Subjekt, das bewegliche Auge. Zur Geburt des »realistischen« Blicks	127
Gerhart von Graevenitz: Wissen und Sehen. Anthropologie und Perspektivismus in der Zeitschriftenpresse des 19. Jahrhunderts und in realistischen Texten. Zu Stifters <i>Bunten Steinen</i> und Kellers <i>Sinngedicht</i>	147
Eckhard Höfner: Wissenschaftsrezeption und Erzähler-Strategien im realistischen Roman des französischen und italienischen 19. Jahrhunderts	190
Ulrich Charpa: Emil Du Bois-Reymonds »Goethe und kein Ende«. Analyse einer Ablehnung	220
Katharina Grätz: Wissenschaft als Weltanschauung. Ernst Haeckels gelöste »Welträtsel« und ihr Text	240
Walter Erhart: Die Wissenschaft vom Geschlecht und die Literatur der <i>décadence</i>	256
Thomas Borgard: Robert Musils früher Beitrag zur Wissensgeschichte im Einflußbereich Lotzes und Fechners	285
Peter Matussek: Tod und Transzendenz im geistigen Raum. Das Gedächtnistheater des jungen Hofmannsthal	313
Horst Thomé: Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp	338
Namenregister	381

- Johann Christian Fleck: Über Schlaf und Traum und die Schlaflosigkeit mit ihren Ursachen, Folgen und Heilmitteln. Weimar 1844
- Carl Gustav Carus: Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele (1846, ²1860). Reprint der 2. Auflage. Darmstadt 1964, bes. S.220–248
- Joseph Ennemoser: Der Geist des Menschen in der Natur, oder die Psychologie in Übereinstimmung mit der Naturkunde. Stuttgart 1849, bes. S.547–563
- Arthur Schopenhauer, Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt [in: Pargens und Paralipomena, 1851]. In: Ders.: Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden. Hg. von Angelika Hübscher. Zürich 1977, Bd.7, S.247–335

Metaphysik und Empirie

Konkurrierende Naturkonzepte im Werk Adalbert Stifters

Daß Stifters Texte nicht nur ausgiebig von Natur sprechen, sondern geradezu »Poesie aus dem Geist der Naturwissenschaft« sind, hat man bereits seit längerer Zeit bemerkt. Forscher, Landwirte und gebildete Privatiers befassen sich in ihnen mit nahezu allen Sparten der Naturwissenschaft, die im 19. Jahrhundert von Bedeutung waren: mit Physik, mit Mineralogie und Geologie, mit Botanik und Zoologie, Meteorologie und Astronomie. Sie versuchen auf diese Weise, die Ordnung der Dinge zu erkennen, eine theoretische Basis ihrer agrarischen Praxis zu gewinnen oder sich selbst zu therapieren, indem sie sich aus einer monadisch verschlossenen Subjektivität zur objektiven Wirklichkeit der Natur wenden. Wichtiger noch als solche inhaltlichen Momente ist, daß Stifters literarische Darstellungsverfahren – vor allem, aber nicht allein im Bereich der Natur – selbst weithin von Erkenntnissen und Verfahren der Naturwissenschaft bestimmt sind, diese mithin eine »methodische Dimension« für die Erzähltexte gewinnt.¹ Ungestellt blieb jedoch für beide Bereiche die Frage nach der grundsätzlichen Ausrichtung, nach den »Paradigmen« der literarisch relevanten Wissenschaft. Dabei könnte diese Frage sowohl eine mehr als nur punktuelle Verbindung zwischen Literatur und Wissenschaftsgeschichte herstellen als auch ins Zentrum der literarischen Strukturbildung bei Stifter führen. Signifikant nämlich scheint mir, daß Stifter mit *verschiedenen* Konzepten von Natur und Naturwissenschaft operiert, die in ein spannungsreiches, ja widerspruchsvolles Verhältnis zueinander treten, das für seine Texte in vieler Hinsicht bestimmend wird. Es soll hier daher nicht um die einzelnen Elemente von Stifters Naturbild(ern) gehen und ebensowenig um den Aufweis von »Einflüssen« bei ihrer Konstitution, der Stifter etwa als Leser Herders, Goethes, Alexander von Hum-

¹ Im Gegensatz zu älteren Arbeiten macht Martin Selge diesen Aspekt zum Gegenstand seiner Untersuchung, die leider den wissenschaftsgeschichtlichen Kontext kaum berücksichtigt: *Adalbert Stifter. Poesie aus dem Geist der Naturwissenschaft*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1976, S. 15ff. Von der schmalen älteren Forschung sei lediglich genannt: Rosemarie Weidinger: Adalbert Stifter und die Naturwissenschaften. In: *Vierteljahrsschrift des Adalbert Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich* 3 (1954), S. 129–138, und 4 (1955), S. 1–13. Auf eine ausführliche Diskussion der Stifter-Forschung muß ich hier verzichten. Genannt seien im folgenden lediglich besonders wichtige und weiterführende Arbeiten. Die vorliegende Untersuchung wurde im Sommer 1996 abgeschlossen. Seither erschienene Forschungen konnten nicht mehr einbezogen werden. Im zweiten Teil dieser Untersuchung knüpfe ich in manchem an Überlegungen an, die ich in meiner Arbeit *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren* (Stuttgart, Weimar 1995) entwickelt habe. – Für freundliche Hinweise danke ich Werner Michler (Wien).

boldts und anderer Autoren zu exponieren hätte, sondern vorrangig um die für Stifter maßgeblichen paradigmatischen Konzepte, soweit sie auch institutionell verankert waren. Angesichts der unbefriedigenden wissenschaftsgeschichtlichen Forschungslage mag eine solche Akzentsetzung den (im übrigen eher zweifelhaften) Vorzug einer Vereinfachung bieten, den Vorteil nämlich, Stifters biographischen Weg durch die Bildungseinrichtungen seiner Epoche zum Leitfaden der Darstellung wählen zu können. Die besonderen diskursiven Verhältnisse Österreichs lassen sich dabei, so scheint mir, exemplarisch und in nuce greifen. Das eigentliche Interesse dieser Untersuchung ist indes kein wissenschaftsgeschichtliches, sondern ein literarhistorisches. Es zielt auf die Funktionalisierungen und Transformationen, denen externe Wissensbestände und -konzepte beim Eintritt in die Sphäre der Literatur unterliegen, und auf die Konstellationen, die sich dabei bilden. Im Falle Stifters läßt sich ein Widerstreit, genauer vielleicht: eine Überlagerung, eine Interferenz verschiedener Naturkonzepte beobachten. Auf eine seltsame, nämlich weithin unbeabsichtigte Weise wird Literatur hier zu einem Experimentierfeld, in das ›Wissen‹ nicht einfach als fixe Größe eingeht, sondern in dem es zugleich erprobt, auf seine Reichweite und Tragfähigkeit befragt und mehr oder weniger heimlich bezweifelt wird, kurz: in dem es auch in seiner epistemologischen Problematik erscheint. Das alles geschieht nicht unbedingt ›bewußt‹, sondern ist der Effekt eines Schreibens, dessen insistente Genauigkeit sich auch gegen die ›Intentionen‹ seines Urhebers wenden kann.

1.

Der Bau der Welt

Stifter stammt bekanntlich aus ländlichen Verhältnissen. Die Biographie des 1805 Geborenen erweist einmal mehr die Gleichzeitigkeit ›ungleichzeitiger‹ Naturdeutungen. Die Großmutter väterlicherseits, Ursula Kary, selbst »eine lebendige Chronik und Dichtung«, vermittelt dem Kind den Bestand tradierter Märchen und Sagen und damit ein in der bäuerlichen Volkskultur fortlebendes voraufklärerisches Naturbild mit mythischen Zügen. Stifter hat sie nach eigenen Aussagen im »Haidedorf« verewigt, zweifellos aber auch in der Gestalt der anderen Märchenerzähler(innen) in seinem Werk.² Zugleich schließt Stifter be-

² Soweit möglich, zitiere ich Stifters Werke nach: Adalbert Stifter: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978ff. [abgekürzt HKG]. Da diese Ausgabe noch nicht vollständig ist, muß in einigen Fällen auf die maßgebliche ältere Ausgabe zurückgegriffen werden: *Adalbert Stifters sämtliche Werke*. 25 Bde. Hg. von August Sauer u. a. Prag 1904ff., Reichenberg 1927ff., Graz 1958, Hildesheim 1979 [abgekürzt PRA]. Die Bände 1, 14, 17, 18 und 19 sind in 2. Aufl. erschienen und werden nach dieser zitiert. Zitate weise ich im folgenden im Text mit Sigle der Ausgabe, Band- und Seitenzahl nach. – Zu Stifters Großmutter vgl. seinen Brief an Louise Stifter vom 21. 4. 1855, PRA 18, 260.

reits in seiner Volksschulzeit Bekanntschaft mit dem maßgeblichen naturwissenschaftlichen Modell des 18. Jahrhunderts, der Naturgeschichte. Über den Schulmeister Joseph Jenne gelangt das Kind an die außerordentlich populäre, 1778 erstmals erschienene und mehrfach wiederaufgelegte *Naturgeschichte für Kinder* des Georg Christian Raff (1748 bis 1788), die Stifter »von vorne nach rückwärts und dann wieder von rückwärts nach vorne und immer wieder aufs neue gelesen« haben soll.³ Der dem Philanthropismus nahestehende Raff gliedert, der Tradition folgend, die Natur in drei Reiche (Pflanzen, Tiere, Steine) und orientiert sich darin u. a. an Linné, dessen Terminologie und Systematik er auch sonst übernimmt, in späteren Auflagen ergänzt und optimiert durch die Arbeiten Johann Friedrich Blumenbachs (Vorrede unpag.), vor allem offenbar dessen 1779 erstmals erschienenen *Handbuch der Naturgeschichte*. Ruffs Buch beschreibt nicht nur »gegen zwei tausend Pflanzen, Thiere und Steine« (ebd.), sondern verfährt in grundsätzlichen Fragen zunächst definitorisch (Pflanze, Tier, Würmer, Insekten usw.) und vermittelt Grundprinzipien der Klassifikation, besonders auf der Ebene der Klassen und Ordnungen.⁴ Die Natur erscheint als »Garten« Gottes, der aus seinen Werken erkannt werden kann und soll (9). Sie ist sinnvoll organisiert und insofern teleologisch, als immer wieder auf den Nutzen aller ihrer Erscheinungen für den Menschen hingewiesen wird (87 u. ö.), der als ihr »vornehmstes Geschöpf« und Beherrscher von Gottes Gnaden an ihrer Spitze steht (83, 622).⁵ Mit Blick auf diese Aspekte läßt sich sagen, daß Raff das Naturbild vorbereitet, das Stifter während seiner Studienjahre im Benediktinerstift Kremsmünster (1818 bis 1826) vermittelt wird.

Im Stift Kremsmünster bei Linz, dem nicht nur eine Schule, sondern auch ein Lyzeum bzw. eine »philosophische Lehranstalt« angeschlossen war, absolvierte Stifter sowohl seine Gymnasialzeit (vier sog. Grammatikal- und zwei Humanitätsklassen) als auch die zweijährigen philosophischen Studien, die eine Vorbedingung zur Zulassung zum Universitätsstudium waren (Abb. 1 und 2).⁶ Seit

³ So Stifters Freund und zeitweiliger Mitarbeiter Johann Aprent in einer biographischen Skizze, die seiner Ausgabe der Briefe Stifters von 1869 beigegeben war. Ich zitiere die von Moriz Enzinger herausgegebene Neuauflage: *Adalbert Stifter. Eine biographische Skizze von Johann Aprent*. Nürnberg 1955, S. 30. – Zu Raff vgl. ADB 27 (1888), S. 158f. Die *Naturgeschichte für Kinder* zitiere ich nach der dritten vermehrten und verbesserten Ausgabe, Göttingen 1781.

⁴ S. 3f., 128, 233, 254 u. ö. Besonders deutlich ist die Anlehnung an Linné in der Einteilung des »Thierreichs« in die Klassen der Gewürme, Insekten, Fische, Amphibien, Vögel und Säugetiere.

⁵ Das entspricht ganz dem Grundkonsens der Naturgeschichte. Diese »umfaßte in ihrer klassischen Form eine integrative Betrachtung der geologisch-mineralogischen und geographischen [...] und der biologischen Objekte, die nicht nur als Einzelobjekte beschrieben und klassifiziert wurden, sondern als Teil der Gesamtschöpfung und Ausdruck eines weisheitsvollen Weltenplanes auch in ihrem Zusammenhang und ihrer Beziehung aufeinander interessierten«. Ilse Jahn: *Grundzüge der Biologiegeschichte*. Jena 1990, S. 228. Zur Lehre von den drei Naturreichen vgl. ebd., S. 197.

⁶ Dank der Forschungen von Moriz Enzinger sind wir über diese Jahre gut unterrichtet: *Adal-*

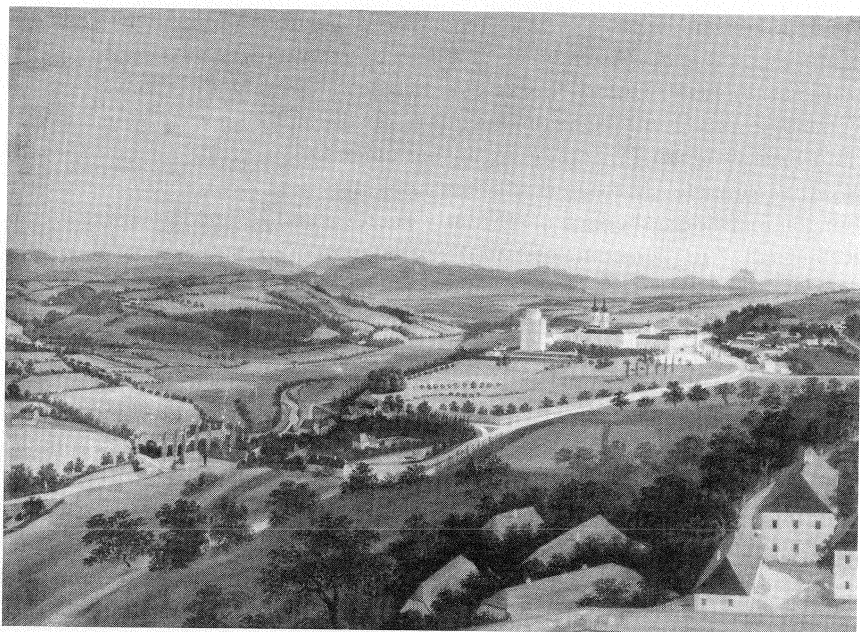


Abb. 1: Adalbert Stifter, Blick auf Kremsmünster und Umgebung, Deckfarben auf Papier, um 1823–25. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Oberösterreichischen Landesmuseums, Linz.



Abb. 2: Adalbert Stifter, Das Stift Kremsmünster, Deckfarben auf Papier, um 1823–25. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Adalbert-Stifter-Gesellschaft, Wien.

dem 16. Jahrhundert bestand hier eine ungebrochene Tradition der Pflege der Mathematik und der Astronomie, seit dem 18. Jahrhundert auch der Naturwissenschaften. In der Unterrichtspraxis setzte sich in den 1740er Jahren eine stark gemäßigte aufklärerische Strömung durch, die die bis dahin verfolgten aristotelisch-thomistischen Prinzipien zugunsten einer Orientierung an Leibniz und Wolff verdrängte.⁷ Mit den staatlichen Lenkungs- und Zentralisierungsbestrebungen im Bildungsbereich unter Maria Theresia und Joseph II. schwanden allerdings die Freiräume; die restaurative Bildungspolitik unter Franz II. (1792–1835) setzte diesen Trend lediglich fort. Schulen und Universitäten wurden zu staatlicherseits kontrollierten und dirigierten Ausbildungsstätten, Lehrer und Professoren zu Staatsdienern mit nur mäßigem Interesse an Fragen der Forschung. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte nicht nur eine strikte Zensur jeden Kontakt mit verdächtigen Geistesströmungen unterbinden – die Philosophie Kants beispielsweise war zwischen 1798 und 1861 für die schulische und akademische Lehre verboten⁸ –, die Lehrenden wurden überdies in beruflicher und privater Hinsicht kontrolliert und auf die Einhaltung genau festgelegter Lehrpläne und die Benutzung vorgeschriebener Lehrbücher verpflichtet. Die Abweichung von diesen und die Benutzung eigener Skripten im Unterricht war nur nach Genehmigung der Studienhofkommission, der obersten Kontrollinstanz, erlaubt.⁹ Angesichts derart reglementierter diskursiver Bedingungen geben die offiziell zugelassenen Lehrbücher einen relativ guten Einblick in die tatsächliche Lehrpraxis.

Aufgrund einer Lehrplanänderung von 1819, die u.a. Naturgeschichte und Naturlehre als Lehrfächer für das Gymnasium wieder abschaffte, kam Stifter nur in der ersten Grammatikklasse und dann erst wieder im Rahmen der philosophischen Studien in den Genuß von Unterricht in Naturkunde. Grundsätzliche Fragen der Naturkonzeption wurden in den beiden philosophischen Klassen allerdings auch im Rahmen des Religions- und des Philosophieunterrichts behandelt, denen Johann Michael Leonhards *Systematischer Religionsunterricht für Kandidaten der Philosophie* (3 Bde., 1821ff.) und die *Elementa philoso-*

bert Stifiers Studienjahre (1818–1830). Innsbruck 1950. Vgl. auch Konrad F. Kienesberger: 1200 Jahre Benediktinerstift Kremsmünster und Adalbert Stifter. In: *Vierteljahrsschrift des Adalbert Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich* 28 (1977), S. 85–94. – Allgemein vgl. ferner P. Alfons Mandorfer: Erziehung und Unterricht in Kremsmünster. In: *Kremsmünster. 1200 Jahre Benediktinerstift*. Hg. von Rudolf Walter Litschel, 2. Aufl. Linz 1976, S. 147–192, vor allem S. 156ff.

⁷ Enzinger: *Studienjahre* (Anm. 6), S. 48.

⁸ Vgl. Sepp Domandl: *Adalbert Stifiers Lesebuch und die geistigen Strömungen der Jahrhundertmitte*. Linz 1976, S. 65ff. – Sepp Domandl: *Wiederholte Spiegelungen. Von Kant und Goethe zu Stifter. Ein Beitrag zur österreichischen Geistesgeschichte*. Linz 1982, S. 39ff., 42ff.

⁹ Zu den genannten Aspekten vgl. Helmut Engelbrecht: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Bd. 3: Von der frühen Aufklärung bis zum Vormärz*. Wien 1984, S. 68ff., 180ff., 268ff., 283f. – Susanne Preglau-Hämmerle: *Die politische und soziale Funktion der österreichischen Universität. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Innsbruck 1986, S. 54ff., 93ff.

phiae des Piaristen Joseph Calasanz Likawetz von 1820 zugrunde gelegt wurden. Nicht anders als in der im gymnasialen Unterricht verwendeten, weithin tabellarischen *Naturgeschichte in Hinsicht auf Brauchbarkeit der Naturproducte im gemeinen Leben* wird hier das Bild einer teleologisch auf den Menschen und seinen Nutzen ausgerichteten Natur vermittelt, aus deren weiser Einrichtung zugleich ihr Schöpfer zu erkennen sei – durchaus noch im Sinne des kosmologischen und physikotheologischen Gottesbeweises. Es kann daher nicht verwundern, daß der gymnasiale Unterricht in Naturgeschichte, Naturkunde und Religion oft – und auch im Falle Stifters – in einer Hand lagen.¹⁰

Dieses Naturbild entspricht in seinen Grundzügen genau demjenigen, das Stifter in Kremsmünster im buchstäblichen Sinne ständig vor Augen hatte. Zwischen 1748 und 1758 war dort ein neungeschossiges, als »Mathematischer Turm« bezeichnetes Bauwerk errichtet worden, das ein »Universalmuseum« und eine Sternwarte beinhalten – eine der ersten in Österreich (Abb. 3 bis 5). In ihm kulminierten die ausgeprägten naturwissenschaftlichen und astronomischen Ambitionen des Klosters.¹¹ Über das enzyklopädische Programm dieses wissenschaftsgeschichtlich überaus bedeutsamen Gebäudes, das man als »gebaute Idee« bezeichnet hat, unterrichtet das von P. Laurentius Doberschiz 1764 verfaßte Manuskript *Specula Cremifanensis. Beschreibung der in dem mathematischen Turme zu Chremsmünster befindlichen Naturalien, Instrumenten und Seltenheiten*.¹² Der Titel enthält bereits die Gliederung des Materials in Naturalia, Scientifica und Artificialia, die in aufsteigender Stufenfolge zu besichtigen waren – übrigens auch im Rahmen des Schulunterrichts¹³ – und als Arbeitsgrundla-

¹⁰ Enzinger: *Studienjahre* (Anm. 6), S. 26. Zum Naturgeschichtsunterricht im Gymnasium ebd. S. 32, 46f., zu Leonhard S. 55–59, zu Likawetz S. 59–69.

¹¹ Wenigstens hinweisen möchte ich auf die erst nach Fertigstellung dieses Textes erschienene Arbeit von Christian-Paul Berger: »... *welch ein wundervoller Sternenhimmel in meinem Herzen...*«. *Adalbert Stifters Bild vom Kosmos*. Wien, Köln, Weimar 1996. Berger gibt einen knappen Überblick über die astronomischen Forschungen in Kremsmünster und Wien sowie über Stifters astronomische und physikalische Kenntnisse, vgl. S. 70ff.

¹² Ich folge der Darstellung von Friderike Klauner: Der »Mathematische Turm« des Stiftes Kremsmünster und die Gemäldegalerie. In: *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* 21 (1967), S. 1–16, hier S. 1ff. Zum Bau, seiner Geschichte und seinen Sammlungen vgl. *Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes Kremsmünster. Bd. 1: Das Stift – Der Bau und seine Einrichtung; Bd. 2: Die stiftlichen Sammlungen und die Bibliothek*. Wien 1977 (= Österreichische Kunsttopographie, hg. vom Institut für österreichische Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes), insbesondere Bd. 1, S. 464–478, Bd. 2, S. 20ff., 242ff. – Vgl. ferner P. Jakob Krinzinger: Die Sternwarte – eine gebaute Idee. In: *Kremsmünster. 1200 Jahre Benediktinerstift* (Anm. 6), S. 259–287, zur wissenschaftlichen Tradition des Stiftes S. 261ff., zur Baugeschichte und zur Gliederung des Turms S. 264ff.

¹³ Aus den Jahren 1810 bis 1819 liegen beispielsweise Pflanzen- und Tierzeichnungen von Schülern vor, die unter Anleitung von P. David Landsmann, Stifters Religions- und Naturgeschichtslehrer in der ersten Gymnasialklasse, und unter der künstlerischen Leitung des Zeichenlehrers J. G. Riezlmayr entstanden sind, dessen »Zeichenschule« Stifter in die Anfänge des Zeichnens und Malens einführte. Vgl. Krinzinger: *Die Sternwarte* (Anm. 12), S. 278.

ge der Forschungen dienten. Der zweite Stock enthielt eine unter anderem aus »Mineralia«, »Conchyli«, »Petrefacta«, »Botanica« und Vogelnestern bestehende Naturalien- sowie eine physikalische Sammlung, darüber befand sich eine Sammlung optischer, astronomischer und anderer Instrumente nebst einer Bibliothek, das vierte Geschoß beherbergte eine 432 Bilder umfassende Gemäldesammlung und das fünfte Antiquitäten und Kuriositäten.

Die ganze Zusammenstellung zeigt deutlich, daß hier noch weithin das alte Schema der Kunstkammer herrschte.¹⁴ Die drei obersten Stockwerke dienten den Zwecken der Sternwarte. Im siebten Stock, über dem nur noch eine Galerie für astronomische Instrumente folgt, befindet sich eine Kapelle. »Die innere Anlage des ›Turmes‹ zeigt die Natur in ihrer Entwicklung von Niederem zu Höherem, vom Stein zur Pflanze, zum Tier. Über allem jedoch steht der Mensch, der mit Hilfe der Wissenschaft die Natur zu erkennen sucht.«¹⁵ Das dokumentiert sich in den Instrumentensammlungen, bevor mit den Artefacta die Kunst als ein weiterer religiös relevanter Bereich der menschlichen Tätigkeit in den Blick kommt. Die Kapelle, räumlich mit der Astronomie verbunden, die den Blick in den göttlich geordneten Kosmos eröffnet, erinnert abschließend an die Überlegenheit des Glaubens über die Wissenschaft. Die Erforschung der offenbar nach der Lehre von den drei Reichen gegliederten Natur basiert auf der Mathematik – daher der Name des Turms –, erfolgt aber entschieden »ad gloriam altissimi«, wie eine Inschrift über dem Eingangsportal verrät.¹⁶ Gott ist in der Welt als seinem Werk zu erkennen, und den Naturwissenschaften wird die Aufgabe zugewiesen, das christliche Konzept von Natur und Kosmos zu bestätigen und aufzufüllen. »In Wahrheit«, schreibt Dobereschitz, »ein Ordensmann kann zweymal getrost zu Grabe gehen, der nicht allein seinem Gott als ein rechtschaffener Geistlicher gedienet, sondern auch demselben als seinen Werken [!] durch Forschen und Studieren hat kennen gelernt. Er kennt Gott und die Welt, den Erschöpfer und die Geschöpfe, kurz die Natur, und jenen, der Sie gemacht. Mit einem Wort: er kann sagen, daß er

¹⁴ Dazu Horst Bredekamp: *Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunstkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte*. Berlin 1993.

¹⁵ Klauner: Der »Mathematische Turm« (Anm. 12), S. 2. Der Begriff der »Entwicklung« darf hier allerdings nur im systematischen, nicht im genealogischen Sinne verstanden werden.

¹⁶ »Ad gloriam / altissimi / bonarumque disciplinarum / ornamentum / hanc speculam posuit / Alexander III / abbas Cremifanensis / anno MDCCLVIII / Q D O M B V« (d. h. Quod deus optimus maximus bene vertat). Von dieser Inschrift scheint auch das Programm der Stuckdecken im Bildersaal auszugehen. Schlüsselfigur ist dabei eine Gestalt, der u. a. eine Armillarsphäre und ein Kranich als Symbol der »vigilantia« beigegeben sind: »Diese erhebt die zur Ehre des Allerhöchsten den nächtlichen Himmel beobachtende Tätigkeit des Astronomen in den Rang einer christlichen Tugend« (*Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes Kremsmünster* [Anm. 12], Bd. 1, S. 473ff.). – Es ist nicht ohne Interesse, daß die Statuen im Treppenhaus des Turms von unten nach oben Ptolemäus, Tycho de Brahe und Kepler darstellen (vgl. dazu ebd. S. 471). Dem symbolischen Aufstieg durch die verschiedenen Bereiche der Natur wird damit eine zweite Linie parallelisiert, die den Fortschritt innerhalb der Erkenntnis der Natur veranschaulicht.

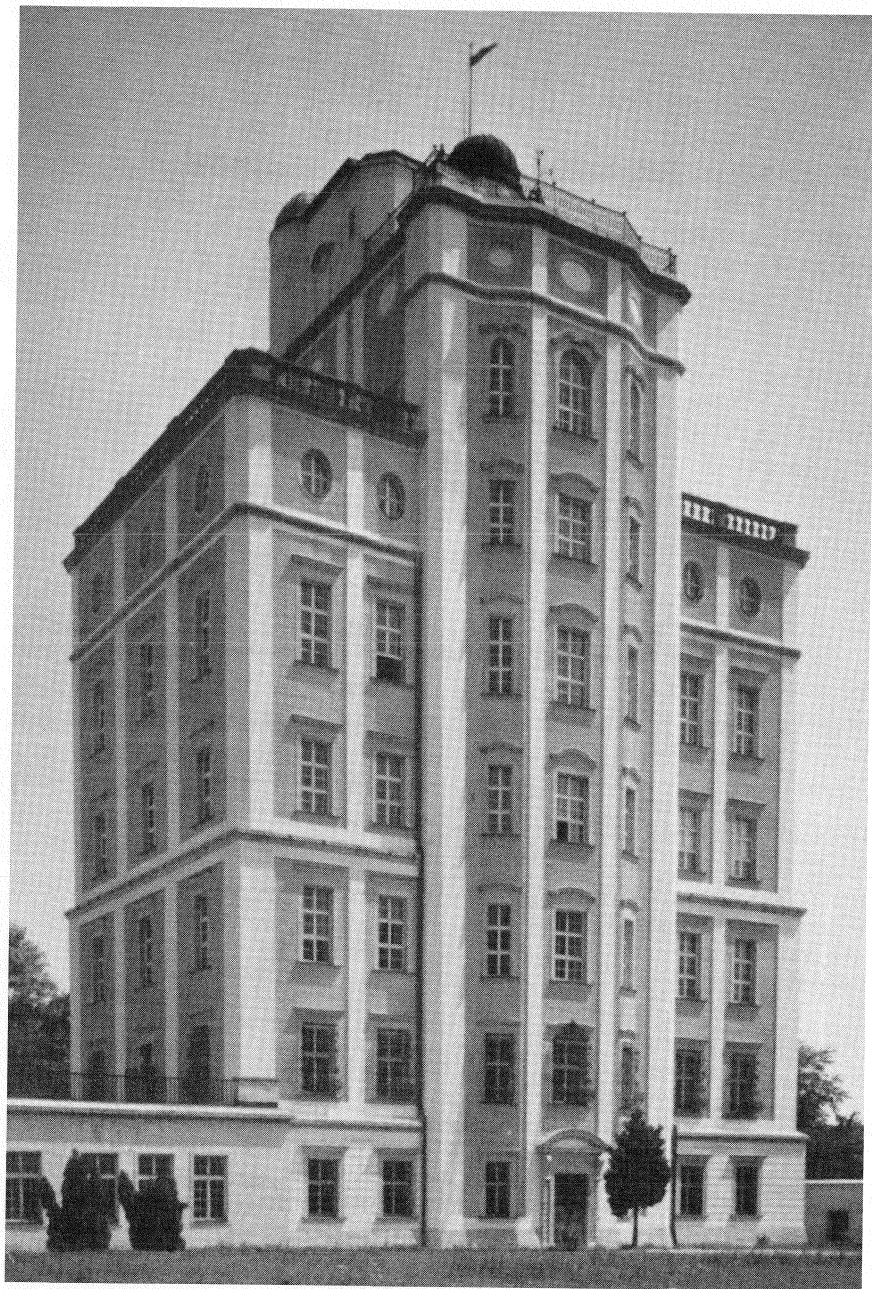


Abb. 3: Sternwarte von Westen. Aus: *Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes Kremsmünster. Band 1: Das Stift – Der Bau und seine Einrichtung*. Wien 1977 (= Österreichische Kunsttopographie. Hg. vom Institut für österreichische Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes). Foto Bundesdenkmalamt, Wien

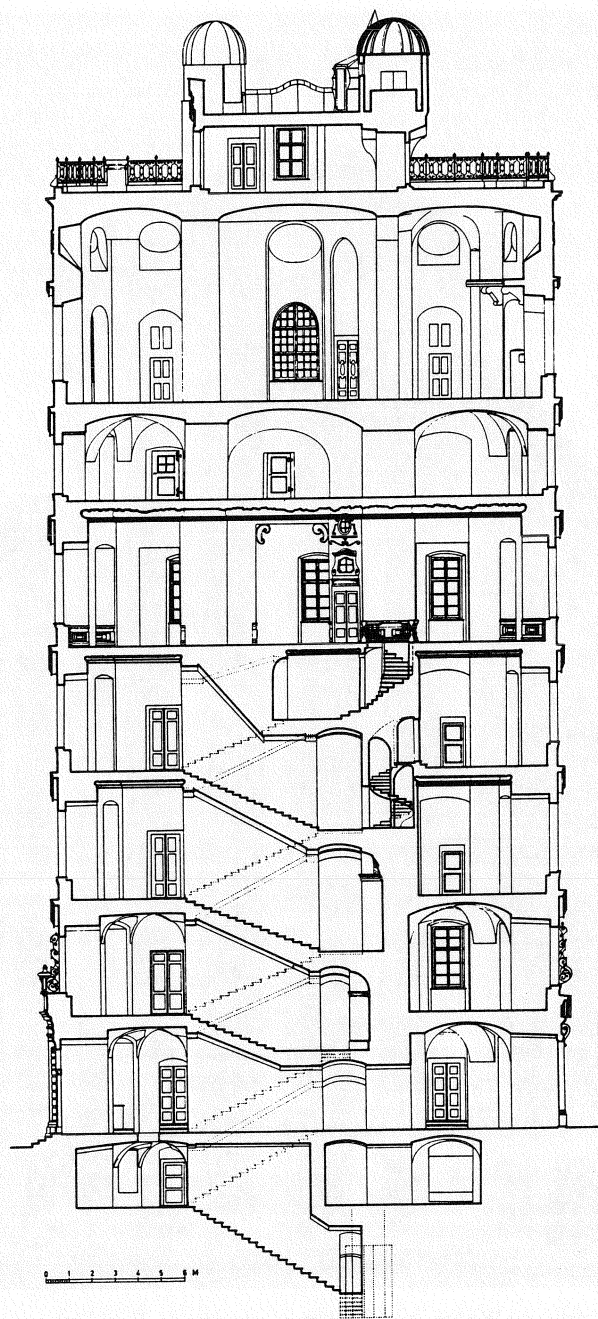


Abb. 4: Sternwarte, ostwestlicher Schnitt. Aus: *Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes Kremsmünster* (wie Abb. 3). Foto Bundesdenkmalamt, Wien

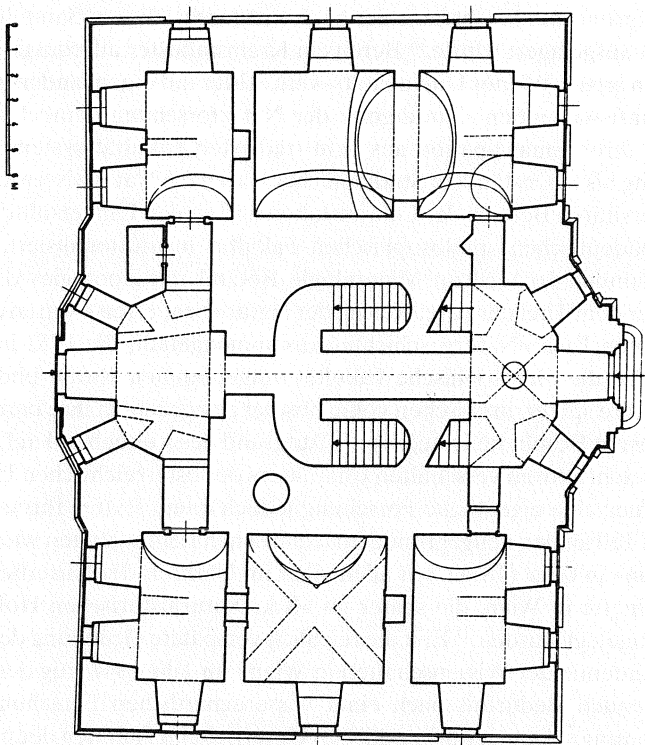


Abb. 5: Sternwarte, Grundriß des Erdgeschosses. Aus: *Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes Kremsmünster* (wie Abb. 3). Foto Bundesdenkmalamt, Wien

nicht umsonst auf der Welt gelebet habe, sondern ein wahrer Mensch gewesen sey, der die Vorzüge der menschlichen Seele vor so viel tausend anderen [...] wohl zu brauchen wußte.«¹⁷ Über die ›paradigmatische‹ Ausrichtung der Kremsmünsterschen Forschungen zur Physik, Astronomie, Meteorologie, zum Erdmagnetismus, zur Mineralogie, zur einheimischen Flora und Fauna und anderem könnte im einzelnen allerdings erst eine Sichtung der zahlreichen dort entstandenen Publikationen Aufschluß geben.

Die Natur der Tatsachen

Das in Kremsmünster vermittelte und sinnfällig werdende Naturbild war zwar wissenschaftsgeschichtlich zu Stifters Zeit zweifellos in vielen Punkten anachronistisch, diskursiv aber ein nicht zu unterschätzendes Faktum. Seine Einheit löste sich auch symbolisch bezeichnenderweise erst um 1860 auf, als die Gemälde-

¹⁷ *Specula Cremifanensis*, S. 193, zit. n. Klauner: *Der »Mathematische Turm«* (Anm. 12), S. 2f.

galerie aufgrund des Wachstums der naturwissenschaftlichen Sammlungen aus dem Turm ausgelagert wurde.¹⁸ Bereits in Kremsmünster allerdings – und verstärkt dann an der Wiener Universität – kam Stifter mit einem anders gearteten, dem zukunftsweisenden ›Paradigma‹ der Naturforschung nämlich in Berührung. Vor ihrer Emanzipation aus dem tradierten Fakultätssystem und ihrer Etablierung als eigenständige Studienfächer waren die Naturwissenschaften im semiuniversitären Bereich der Lehranstalten und an den Universitäten selbst in der (propädeutischen) philosophischen Fakultät institutionalisiert, teilweise auch im Rahmen der Medizin. Mineralogie, Botanik und Zoologie – die auch offiziell unter dem Titel der «drei Reiche der Natur» firmierten – waren dabei zum gemeinsamen Fach »Naturgeschichte« zusammengefaßt, die 1752 in den Studienplan für die philosophische Fakultät aufgenommen wurde und sich erst hundert Jahre später, inzwischen völlig obsolet geworden, in ihre bereits in sich spezialisierten Bestandteile auflöste.¹⁹ Aufgrund des weitgehend auf die Lehre verpflichteten, extrem verschulten Charakters der österreichischen Universitäten fand hier eine eigentliche Forschung jedoch kaum statt.²⁰ Ihren Ort hatte diese zum Teil an den neugegründeten technischen Lehranstalten wie etwa dem »Joanneum« in Graz (1811), vor allem aber im Umkreis der kaiserlichen Naturalienkabinette in Wien, die später im »K.k. Naturhistorischen Hofmuseum« zusammengelegt wurden.²¹ Erst die reichlich verspätete Gründung der »Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien« im Jahr 1847 trug dem weit zurückreichenden Bedürfnis nach einer wissenschaftlichen Forschungseinrichtung Rechnung.²² Dem naturkundlichen Unterricht im Rahmen der philosophischen Studien wurde in Österreich, und übrigens auch an einigen deutschen Universitäten, ein Werk zugrunde gelegt, dessen methodischer Ansatz für Stifter von größter Bedeutung werden sollte: Andreas Baumgartners erstmals 1823 erschienene und in der Folge laufend überarbeitete und neu aufgelegte *Natur-*

¹⁸ Vgl. Klauner: *Der »Mathematische Turm«* (Anm. 12), S. 10.

¹⁹ Über Daten und Hintergründe unterrichtet detailliert Herbert H. Eglmaier: *Naturgeschichte – Wissenschaft und Lehrfach. Ein Beitrag zur Geschichte des naturhistorischen Unterrichts in Österreich*. Graz 1988, S. 10ff., 223ff., 242ff. (Resümee).

²⁰ Vgl. Engelbrecht: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens* (Anm. 9), S. 277ff., 280f. – Preglau-Hämmerle: *Politische und soziale Funktion* (Anm. 9), S. 60, 95.

²¹ Vgl. Stefan Nebelhay: *Naturwissenschaft im vormärzlichen Wien*: In: *Bürgersinn und Aufgehren. Biedermeier und Vormärz in Wien 1815–1848*. Katalog Wien 1988, S. 452–454. Vgl. ferner Günther Hamann: *Die Geschichte der Wiener naturhistorischen Sammlungen bis zum Ende der Monarchie*. In: *Naturhistorisches Museum. Geschichte – Gebäude*. Wien 1976 (= Veröffentlichungen des Naturhistorischen Museums, NF 13), S. 4–76. Basisinformationen findet man in: *Naturhistorisches Museum Wien. Ein Kurzführer*. 2. Aufl. Wien 1991, S. 58–62.

²² Engelbrecht: *Geschichte des österreichischen Bildungswesens* (Anm. 9), S. 285f. – Zur schon von den Zeitgenossen beklagten Lage der Naturwissenschaften in Österreich vgl. Engelbert Broda: *Warum war es in Österreich um die Naturwissenschaft so schlecht bestellt?* In: E. B.: *Wissenschaft – Verantwortung – Frieden. Ausgewählte Schriften*. Hg. von Paul Broda u.a. Wien 1985, S. 162–183.

lehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf mathematische Begründung.²³ Möglicherweise wurde in Kremsmünster daneben auch eine Bearbeitung von Johann Friedrich Blumenbachs *Handbuch der Naturgeschichte* (Göttingen 1779 u.ö.) herangezogen,²⁴ und in diesem Fall läge ein systematisches Ergänzungsverhältnis beider Ansätze vor, grenzt doch Baumgartner die »Naturgeschichte, welche die Kenntniß der Naturdinge in ihrem ursprünglichen Zustande nach ihrer Aehnlichkeit« vermittele, von der »Naturlehre« als der zweiten »Naturwissenschaft« ab, »welche die Kenntniß der Naturerscheinungen in ihrem Causalnexus zum Gegenstande hat«.²⁵ Bereits das ist signifikant.

Das Werk Baumgartners (1793 bis 1865), der vor einer ökonomischen und einer politischen Karriere, die ihn bis ins Amt des Handels- und Finanzministers brachte, Professor für Physik an der Wiener Universität war (1823 bis 1833),²⁶ ist von einem neuen empirischen Blick und einer weitgehenden Verabschiedung theologischer Prämissen und Implikationen geprägt. Es folgt – ebenso wie etwa der Positivismus Auguste Comtes – der »Grundregel der empiristischen Schulen, daß sich alle Erkenntnis an der *sinnlichen Gewißheit* der Intersubjektivität sichernden systematischen Beobachtung auszuweisen hat«.²⁷ Anders als Comte vollzieht Baumgartner jedoch nicht die positivistische »Ablösung der Erkenntnistheorie durch Wissenschaftstheorie«, die sich der »Frage nach dem erkennenden Subjekt« entschlägt.²⁸ In Anlehnung an Kant unterscheidet er durchaus die »reine Naturlehre«, die es mit den apriorischen Regeln der Erkenntnis zu tun hat, von der »Erfahrungsnaturlehre«, kassiert diese Unterscheidung dann freilich wieder – nicht unsymptomatisch – aufgrund der besonderen Erfordernisse des »Lehrvortrages« (4). Maßgebliche »Grundlage der Naturlehre« bleibt infolgedessen die »Erfahrung«. Sie geht aus vom Prinzip der »Beobachtung«, die durch das »Experiment« nicht nur kontrolliert, sondern auch gezielt gesteuert werden soll. Das Interesse der Wissenschaft gilt dabei aber nicht den Tatsa-

²³ Ich zitiere die 7. Aufl. Wien 1842. Die Passage, auf die es hier ankommt, ist gegenüber den früheren Auflagen zwar im Wortlaut, nicht aber den Grundzügen der Argumentation verändert.

²⁴ Enzinger: *Studienjahre* (Anm. 6), S. 70f.

²⁵ S. 4. Ein Ergänzungsverhältnis besteht unausdrücklich auch in fachlicher Hinsicht, denn Naturgeschichte umfaßt die den drei Reichen entsprechenden Disziplinen, während unter »Naturlehre« weithin die Physik verstanden wurde. Vgl. Eggmaier: *Naturgeschichte* (Anm. 19), S. 50.

²⁶ Zu Baumgartner vgl. ADB Bd. 2 (1875), S. 164f. – Österreichisches biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Graz, Köln 1954, S. 58.

²⁷ Jürgen Habermas: *Erkenntnis und Interesse*. 4. Aufl. Frankfurt/M. 1977, S. 96. – Zur historischen Genese dieses Wissenschaftskonzepts seit dem 17. Jahrhundert vgl. Gernot Böhme, Wolfgang van den Daele: Erfahrung als Programm. Über Strukturen vorparadigmatischer Wissenschaft. In: Gernot Böhme, Wolfgang van den Daele, Wolfgang Krohn (Hg.): *Experimentelle Philosophie. Ursprünge autonomer Wissenschaftsentwicklung*. Frankfurt/M. 1977, S. 183–236. Hinweisen möchte ich auch auf die anderen in diesem Band versammelten Aufsätze.

²⁸ Habermas, ebd. S. 89f., vgl. 103.

chen selbst, sondern zielt darauf, »die Gesetze auszumitteln, nach denen die Erscheinung sich richtet« und »die Ursache eines Phänomens nachzuweisen, oder wie die Naturforscher zu sagen pflegen, das Phänomen zu *erklären*«. ²⁹ Dies geschieht auf dem Wege induktiver Hypothesenbildung:

Das Verfahren, wodurch wir die Gesetze der Erscheinungen in ihrem Hergange erkennen, gründet sich auf die Annahme, daß eine Regel, die sich in einer gewissen Anzahl willkürlich gewählter Fälle bestätigt, allgemeine Gültigkeit habe, mithin in der Einrichtung der Natur selbst bestehe. Man nennt dieses Verfahren die Induction,

die freilich keine »absolute oder mathematische Gewißheit«, sondern lediglich »Wahrscheinlichkeit« der Ergebnisse beanspruchen kann (4f.). Nach Maßgabe des Kausalitätsprinzips (6) sucht das induktive Verfahren alle »Erscheinungen in der Sinnenwelt auf gewisse oberste Gesetze« zurückzuführen,

über welche sie nicht hinaus kann, aus denen aber sämtliche Naturgesetze abgeleitet werden können, und die Erklärung eines Phänomens ist nichts anderes, als die Durchführung einer solchen Ableitung. Je geringer die Anzahl der Grundgesetze ist, auf welche alle wahrnehmbaren Erscheinungen reducirt werden können, desto weiter ist man in dem Gebiete der Naturlehre vorgedrungen (8).

Gott taucht in diesem hypothetischen Kausalnexus nicht mehr auf. Lediglich der letzte Satz der methodischen Einleitung – ein Zugeständnis wohl weniger an erbauliche Bedürfnisse als an die faktischen Machtstrukturen – bemerkt, die Physik habe uns zu einem »Gott, der nicht endlich, sondern unendlich ist«, verholfen (10). De facto ist die Naturlehre bei Baumgartner definitiv aus dem »*état théologique*« und dem »*état métaphysique*« heraus- und in den »*état positif ou réel*« eingetreten. ³⁰

Das alles ist natürlich keineswegs neu, sondern lediglich typisch für den aktuellen Stand der Methodenreflexion des Empirismus, gerade darum aber relevant. Man darf vermuten, daß der säkulare, nichtmetaphysische Ansatz Baumgartners in Kremsmünster durch Versuche der Harmonisierung mit dem dortigen Naturbild entschärft wurde, in Baumgartners Lehrveranstaltungen an der Wiener Universität jedoch deutlicher zutage trat. Stifter wird den Konflikt beider Konzepte austragen. »Im Herbst 1826«, schreibt er in einem biographischen Abriß über sich selbst, »ging er nach Wien in die juristischen Studien. Neben diesen trieb er Mathematik und Naturwissenschaften, und fuhr fort, deutsche und

²⁹ Auch das ist natürlich ganz im Sinne Comtes. Vgl. den *Discours sur l'Esprit Positif (Rede über den Geist des Positivismus) [1844]*. Hg. von Iring Fetscher. 3. Aufl. Hamburg 1979, S. 33f.: »In den Gesetzen der Erscheinungen besteht in Wirklichkeit die Wissenschaft, der die eigentlichen Tatsachen, so exakt und zahlreich sie auch sein mögen, stets nur die unentbehrlichen Rohstoffe liefern.«

³⁰ Comte, ebd., S. 27f.: »Mit einem Wort, die grundlegende Revolution, die das Mannesalter unseres Geistes charakterisiert, besteht im wesentlichen darin, überall anstelle der unerreichbaren Bestimmung der eigentlichen Ursachen die einfache Erforschung von *Gesetzen*, d.h. der konstanten Beziehungen zu setzen, die zwischen den beobachteten Phänomenen bestehen.«

fremde Dichtung in sich aufzunehmen«,³¹ insbesondere diejenige Jean Pauls und der Romantik – auch das nicht ohne Folgen für sein Naturverständnis. Im Gegensatz zu Stifters Jurastudium, das mit einem Akt der Selbstsabotage endete, weiß man wenig über seine naturwissenschaftlichen Aktivitäten. Aprent berichtet lediglich, Stifter habe »unter Ettingshausen, Baumgartner und Littrow« studiert.³² Andreas von Ettingshausen (1796 bis 1878) war seit 1821 Professor für Mathematik, seit 1835 für Physik und arbeitete ab der 6. Auflage an Baumgartners *Naturlehre* mit.³³ Joseph Johann Littrow (1781 bis 1840) wurde 1819 Professor für Astronomie und Direktor der Wiener Sternwarte. Selbst in seinem zwischen 1834 und 1837 erstmals erschienenen populären Werk *Die Wunder des Himmels* herrscht, dem Titel zum Trotz, ein gänzlich säkularer Blick auf diese. Die Kapitel über »Ursprung« und »Dauer des Weltsystems«, die man in theologischer Hinsicht für besonders einschlägig halten könnte, kommen gänzlich ohne metaphysische Spekulationen aus. Lediglich im letzten Satz gibt Gott ein eher ornamental bleibendes Gastspiel ohne jede konzeptuelle Relevanz.³⁴

Baumgartner, dessen *Naturlehre* Stifter seiner bis weit in die 1840er Jahre sich erstreckenden Hauslehrertätigkeit zugrunde legte,³⁵ scheint seinen Studenten auch persönlich gefördert zu haben. Dieser hatte es im Selbststudium der Naturwissenschaften immerhin so weit gebracht, daß er sich 1832 um eine Professur für Physik an der Universität in Prag bewerben konnte, wobei Baumgartner ihn unterstützte. Nach dem selbstverschuldeten Scheitern dieser Aussicht bemühte sich Stifter noch mehrfach um naturwissenschaftliche Lehrstellen: 1836 etwa wollte er »Assistent für Physik und Mathematik« in Wien werden (PRA 17, 54), und 1837 meldet er einem Freund, »daß ich sehr fleißig – Forstbotanik studiere, weil man sich sehr um mich annimmt, daß ich die Kanzel [an der Forstlehranstalt] in Maria=Brunn bekomme. Sie enthält Physik und Chemie und Forstbotanik als Soll« (ebd. 71). Der Bereich, in dem Stifter die Naturwissenschaften ausüben sollte, ist jedoch, wie man weiß, nicht Lehre und Forschung, sondern die Literatur.

³¹ An Leo Tepe, 26. 12. 1867, PRA 22, S. 176.

³² Johann Aprent: *Adalbert Stifter* (Anm. 3), S. 42.

³³ Vgl. *Österreichisches biographisches Lexikon* (Anm. 26), Bd. 1 (1954), S. 271f.

³⁴ »Nur *Einer*, den kein Name nennt, *Einer* nur wird bleiben, hoch über dem Ocean der Welten, der zu den Füßen seines Thrones rauscht, dessen Wogen immer wechselnd vor ihm auf und nieder ziehen, während Er allein unwandelbar und ewig ist.« *Die Wunder des Himmels oder gemeinfaßliche Darstellung des Weltsystems*. 2. verbesserte Aufl. Stuttgart 1837, S. 648. Ähnliches gilt für die anderen Werke Littrows. Ich nenne lediglich: *Theoretische und praktische Astronomie*, 3 Bde. Wien 1821–1827. – *Populäre Astronomie*. 2 Bde. Wien 1825. – Zu Joseph Johann von Littrow vgl. *ADB* 19 (1884), S. 1f.; *Österreichisches biographisches Lexikon* (Anm. 26), Bd. 5 (1972), S. 251f.

³⁵ Das geht aus Exzerptheften von Stifter selbst wie von seinen Schülern hervor. Vgl. Enzinger: *Studienjahre* (Anm. 6), S. 133f. Stifters Lehrtätigkeit in meist adeligen Häusern erstreckte sich von Mathematik, Physik, Naturgeschichte und Geographie über Geschichte und »Seelenlehre« bis zur Ästhetik (vgl. u. a. PRA 17, 66).

2.

Es ist augenfällig, daß Stifter die Naturkonzepte, mit denen er im Laufe seiner frühen Lebensphasen in Berührung gekommen ist, in seinem literarischen Werk aufgreift und einer ›Durcharbeitung‹ unterzieht. Anders – und weniger biographistisch – formuliert: Wissensparadigmen, die sich im Österreich der Restaurationszeit ablösen bzw. noch nebeneinander existieren, reflektieren sich in fiktionalisierter Form in der Literatur und werden im Zuge solcher Fiktionalisierung selbst noch einmal einer Diskussion ausgesetzt. Betrachtet man Stifters Werk gewissermaßen aus der Vogelperspektive, so lassen sich vier Naturkonzepte unterscheiden, die miteinander konkurrieren, teils widerlegt, teils bestätigt werden, sich mitunter aber auch überlagern: (1.) ein mythisches, (2.) ein romantisches, (3.) ein christlich-metaphysisches und (4.) ein säkular-empiristisches. Der Prozeß ihrer Bearbeitung, der bei Stifter einen fast schon systematischen Charakter trägt, läßt sich als eine fortschreitende Entzauberung begreifen, innerhalb derer tradierte Bedeutungskomplexe reduziert oder annulliert werden. Daß dieser Vorgang nicht allein im Gefolge der Frage nach dem adäquaten, nämlich ›objektiven‹ Zugang zu Natur für die Inhaltsebene der Texte bestimmend ist, sondern auch als eine Art schleichender Desymbolisierung für Stifters Naturdarstellungen selbst, deutet bereits auf die poetologische Dimension des Naturthemas hin. Indem sie über Natur sprechen, denken Stifters Texte immer auch über dieses Sprechen selbst, also über sich nach.

Mythische und romantische Natur

Märchen und Sagen, vorzugsweise die des Böhmerwaldes, spielen in Stifters frühem und mittlerem Werk eine wichtige Rolle. Sie sind zumeist in den Erzählgang eingelegt, werden von alten Menschen erzählt, die noch einer anderen Epoche angehören, und repräsentieren die Stufe einer mythischen Weltauffassung.³⁶ Ohne damit die vielfältigen poetischen Möglichkeiten der erzählten Märchen und Sagen vereindeutigen zu wollen, läßt sich festhalten, daß diese mancherorts in eine Stufen- und Abfolge von Naturkonzepten einrücken, die gegeneinander aufgeboten werden. In der Erzählung »Der Hochwald« etwa, die, erstmals 1841 und in überarbeiteter Form 1844 im zweiten Band der *Studien* erschienen, eine bedeutende Zäsur in Stifters Frühwerk darstellt, kolportiert der »alte Waldsohn« Gregor eine Reihe von Naturmärchen. Gregor allerdings,

³⁶ Ich verwende den Begriff des Mythos hier in engerer Bedeutung als der in mancher Hinsicht wegweisende Aufsatz von Hans Joachim Piechotta: Ordnung als mythologisches Zitat. Adalbert Stifter und der Mythos. In: Karl Heinz Bohrer (Hg.): *Mythos und Moderne. Begriff und Bild einer Rekonstruktion*. Frankfurt/M. 1983, S. 83–110, hier v. a. S. 84. – Vgl. zum Thema Hanns-Peter Mederer: Sagenerzählungen und Sagenerzähler im Werk Adalbert Stifters. In: Vierteljahrsschrift des Adalbert Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich 38 (1989), S. 77–116.

der über eine tiefe Kenntnis der Natur verfügt, referiert selbst nur noch die Erzählungen seiner Großmutter (HKG 1.4, 245f., 264ff.), deren naiven Glauben er hinter sich gelassen hat. Wenn er zunächst den Ursprungsmythos vom Zittern der Espe mitteilt, die aufgrund ihrer mangelnden Demut vor dem Schöpfer mit »ewiger Unruhe« gestraft worden sei, dann vergißt er nicht, im Anschluß daran das vorgeblich unentwegte Zittern einerseits aufgrund genauer Beobachtungen zu relativieren, andererseits nach dem Muster des »explained supernatural« aus der natürlichen Beschaffenheit von Stengeln und Blättern zu erklären (245f.). Gregor ist jedoch mehr als ein aufgeklärter Empiriker. Elemente des Mythos nämlich behalten in abstrahierter Form Gültigkeit für sein eigenes Naturbild. Die Sage von den mit »murmeln[n] Stimmen« redenden Fischen im Plöckensteiner See zwar erzählt er als überwundenes Relikt seiner Kindheit mit dem klaren Impetus der Kritik an einem anthropozentrischen Weltbild, dessen Anschauungslosigkeit seinem projektiven Charakter entspricht: Da er »den Wald nach und nach kennen lernte«, habe er eingesehen, »wie wunderbar er sei, ohne daß die Menschen erst nöthig hätten, ihre Fabeln hinein zu weben« (267). In der Idee einer »Sprache der Wälder«, einer »Sprache der Wildniß« (245, 264) aber bleibt der Mythos aufgehoben. Fische können nicht im buchstäblichen Sinne reden, die Natur als Ganze aber teilt sich dem Menschen nicht allein als ein System von »Zeichen« (245) verstehbar mit, sie tut dies überdies sprachförmig, wird also in der Beziehung einer Analogie und Korrespondenz zum Menschen imaginiert, wie auch ihre Blicke belegen – einer der häufigsten Hinweise auf eine anthropomorphe Natur, die der Text bemüht. Unverkennbar lebt hier noch einmal die von der Romantik mit Rückgriff auf ältere Konzepte, etwa die Signaturenlehre des Paracelsus, vertretene Idee einer Natursprache auf.³⁷ Gregor, so ließe sich folgern, ist der durch die Aufklärung hindurchgegangene Romantiker: Er verwirft den volkstümlichen Aberglauben in seiner Buchstäblichkeit, insistiert aber auf der Vorstellung einer »wunderbaren«, einer sprechenden und daher beseelten, einer subjektförmigen Natur.

Doch diese Vorstellung trägt im Text selbst bereits märchenhafte Züge. Gregor ist nicht allein der Erzähler überlieferter Mythen, er ist selbst ein Dichter, der über die Natur redet, »als würde aus einem alten schönen Dichtungsbuche gelesen« (244), und seine Zuhörerinnen glauben macht, sie schwebten »inmitten eines Märchens« (259). Die romantisch verklärte Natur ist Poesie, sie ist das Produkt einer menschlichen Rede, die Natur nicht abbildet, sondern in einen Raum schöner Fiktionen verwandelt, deren Grund das Dichtungsvermögen *par excellence* ist: die »Fantasie« (244, 260). Wie Gregor mit dem Aberglauben, so verfährt der Text selbst mit Gregor, in dem sich derart das Verfahren des Erzäh-

³⁷ Vgl. dazu Alexander von Bormann: *Natura loquitur. Naturpoesie und emblematische Formel bei Joseph von Eichendorff*. Tübingen 1968. – Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt*. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1983, S. 233ff. – Hartmut Böhme: Denn nichts ist ohne Zeichen. Die Sprache der Natur: Unwiederbringlich? In: H.B.: *Natur und Subjekt*. Frankfurt/M. 1988, S. 38–66.

lers reflektiert. »Der Hochwald« bildet auf diese Weise einen historischen wie einen poetologischen Prozeß ab, aus dem er zugleich als Text die Konsequenzen zu ziehen sucht. Die Erzählung nämlich stellt, wenngleich nicht überall widerspruchsfrei, Stifters eigenen Abschied von seinen noch ganz im Zeichen Jean Pauls und der Romantik stehenden literarischen Anfängen dar. Illusionsstrukturen werden aufgedeckt und widerlegt, die Außenwelt löst sich vom Subjekt und seinen projektiven Überformungen, und das leitet einen Prozeß der Versachlichung und Ernüchterung des Schreibens selbst ein, wie er für Stifter in zunehmendem Maße signifikant sein wird. Das romantische Konzept der Natursprache jedenfalls bleibt dabei auf der Strecke. Am Ende der Erzählung ist die Natur endgültig verstummt: »Westlich liegen und schweigen die unermesslichen Wälder, lieblich wild wie ehemals« (318).

Komplizierter verhält es sich mit einem anderen Element in Gregors Bild der Natur. Diese ist für ihn der harmonisch und sinnvoll angelegte Garten Gottes (243), der Raum einer metaphysischen Ordnung, deren »Anzeichen« gelesen werden können (ebd.): Naturbeobachtung als Gottesdienst. Der katastrophale Ausgang der Handlung jedoch stellt – jedenfalls für die Figuren – die Annahme einer göttlichen Vernunft in der Natur in Frage. Genau das tritt ein, was Gregor für unmöglich hält, »weil's zu unvernünftig wäre« (307). Bilder eines lachenden Himmels über den rauchenden Trümmern des menschlichen Lebens eröffnen die Option eines blinden, abwesenden oder gar zynischen Gottes. Im Gegensatz zur Wahrnehmung seiner Figuren hält sich der Text in dieser Frage bedeckt. Gänzlich offen bleibt, ob er sich dem nihilistischen Verdacht anschließt oder – und für beides gibt es Hinweise – ob er an einer gesetzlichen Ordnung der Natur festhält, einer ›neutralen‹ Ordnung allerdings, die nicht mehr um den Menschen zentriert ist, ihm vielmehr gleichgültig gegenübersteht und keinen faßbaren ›Sinn‹ des Geschehens preisgibt. Einen Schöpfergott schließt diese Vorstellung weder zwingend ein noch aus. Die Frage nach Existenz und Status einer Ordnung der Natur wird Stifter für lange Zeit nicht nur umtreiben, sondern auch seine Texte strukturieren.

Das Ende der Epiphanie

Auf einer expliziten und intentionalen, wenn man will: ›ideologischen‹ Ebene hält Stifter zeitlebens an der Vorstellung von Natur als sinnvoll geordneter göttlicher Schöpfung fest. Natur, so liest man dann zum Beispiel in Briefen und Aufsätzen, sei »die sichtliche Offenbarung Gottes«, in ihr drücke sich »Gottes Herrlichkeit« aus und das »Walten des Göttlichen«.³⁸ Sowohl die wissenschaftliche

³⁸ In der Reihenfolge der Zitate: PRA 22, 108, 169; PRA 16, 382. – Mit Stifters Gottesbegriff hat sich eine einschlägig ›interessierte‹ Forschung ausgiebig beschäftigt. Von den sachlichen und differenzierten Arbeiten seien hier nur genannt: Moriz Enzinger: *Studienjahre* (Anm. 6), S. 156ff. – Domandl: *Wiederholte Spiegelungen* (Anm. 8), S. 91ff.

und ästhetische Naturbetrachtung wie die mimetisch verstandene Kunst werden unter dieser Prämisse auf das göttliche Signifikat der sinnfälligen Natur ausgerichtet. Die Schwierigkeiten liegen auf der Hand: Nicht nur gesamt-kulturell, auch für Stifter selbst haben die metaphysisch fundierten Ordnungsbehauptungen faktisch ihre Überzeugungskraft verloren und sind unter einen erheblichen Bestätigungsdruck geraten. Die schlichte Selbstverständlichkeit eines Glaubens an sie ist verschwunden, ohne daß deswegen schon auf sie verzichtet werden sollte und könnte.

Einbrüche in den Beständen der christlichen Metaphysik begegnen bei Stifter auf Schritt und Tritt – bezeichnenderweise in seinen *literarischen* Werken, hier ist mit Blick auf die eher ›offiziösen‹ Verlautbarungen eine klare Rollenverteilung zu beobachten. Besonders deutlich zeigt sich das ausgerechnet dort, wo Natur noch einmal als unmittelbarer Schau-Platz göttlicher Präsenz, wo ein Naturgeschehen als Epiphanie begriffen werden soll. Das ist in Stifters Text über *Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842* der Fall, der in Ansätzen zugleich Reichweite und Grenzen naturwissenschaftlicher Empirie diskutiert. Diese hat eine beträchtliche Rekonstruktionsarbeit geleistet. Die Naturphänomene bilden eine »Schrift«, die der Mensch durch Beobachtung, Berechnung und Induktion zu »entziffern gelernt« hat, das heißt die er auf die zugrunde liegenden Naturgesetze mit einer solchen Genauigkeit durchblickt, daß er Ereignisse wie die Sonnenfinsternis auf ›die Secunde‹ voraussagen kann (PRA 15, 6). Was dem empiristischen Ansatz aber entgeht (und was ihn natürlich auch gar nicht genuin interessiert), ist die letzte und eigentliche Bedeutung der Naturerscheinungen. Die Kette notwendiger Decodierungen der Naturschrift wird normalerweise vor-schnell, vor dem Erreichen des letzten Signifikats abgebrochen. Obgleich

doch alle Naturgesetze Wunder und Geschöpfe Gottes sind, merken wir sein Dasein in ihnen weniger, als wenn einmal eine plötzliche Aenderung, gleichsam eine Störung derselben geschieht, wo wir ihn dann plötzlich und mit Erschrecken dastehen sehen [...] Sind diese Gesetze sein glänzendes Kleid, das ihn deckt, und muß er es lüften, daß wir ihn selber schauen? (15)

An dieser Passage ist mehreres eigentümlich. Sie gibt, so scheint es, dem Empirismus nicht die alleinige Schuld an seinem metaphysischen Defizit, sondern begründet dieses selbst aus einer objektiven Gegebenheit. Es ist gerade der Schriftcharakter der Natur, der ihre tiefere Bedeutung verdecken, im Status semiotischer Absenz belassen kann.

Will Gott sich also dem Menschen zeigen, so kann dies nur in unvermittelter, in epiphanischer Form geschehen. In diesem Sinne resümieren die zitierten Sätze die vorangegangene Beschreibung der Sonnenfinsternis – mit Unrecht, wie schon der flüchtigste Blick zeigt. Denn mitnichten erlaubt das Naturphänomen, Gott »selber« zu schauen. Die Sonnenfinsternis erscheint zunächst, und überdies in charakteristischer Brechung, »als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden« (6). Dieses Wort aber spricht Gott nicht im eigentlichen Sinne und schon gar nicht in einem performatori-

schen Sprechakt, sondern er gibt es dem Phänomen derart mit, daß wir es in uns selbst vernehmen:

das Wort gab er ihm mit: »Ich bin« -- »nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt« (7).

Nimmt man noch hinzu, daß auf dem Höhepunkt der Eklipse, wo Stifter noch einmal Gott reden zu hören behauptet, »Totenstille« herrscht (11), so wird erneut deutlich, daß Gottes Rede nur metaphorischen Status hat: Das »Wort« erweist sich als das sichtbare Ereignis selbst – als »Schrift« mithin. Gegen die ausdrückliche Intention des Autors wird der epiphanische Anspruch vom Text in immer neuen Vermittlungsschritten zurückgenommen und durchgestrichen. Die behauptete Schau Gottes verschiebt sich über Wort zu Schrift klammheimlich in seine tatsächliche Absenz für die Wahrnehmung. Gott ist der Erfahrung nicht als er »selber« präsent, sondern nur im Modus der Re-Präsentation. Nur durch die Schrift wissen wir etwas von ihm.

Wenn die empirische Naturforschung das göttliche Signifikat der Natur aus dem Auge verliert und wenn zudem das Konzept der Epiphanie zusammengebrochen scheint, dann stellt sich die Frage nach der Erfahrbarkeit Gottes und seiner Ordnung in der Natur. Es sei an dieser Stelle nur angedeutet, daß Stifter schon hier über die besondere Rolle der Kunst dabei nachzudenken beginnt. Nach einer Klage über die Unzulänglichkeit der Sprache seiner Beschreibung, in der sich die grundsätzliche Defizienz des Zeichens wiederholt (15), stellt Stifter Überlegungen zu einer neuen Form der Kunst an, die bemerkenswert sind, weil sie jedes realistische Konzept weit hinter sich lassen.

Könnte man nicht auch durch Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge von Lichtern und Farben eben so gut eine Musik für das Auge wie durch Töne für das Ohr ersinnen? Bisher waren Licht und Farbe nicht selbstständig verwendet, sondern nur an Zeichnung haftend [...] Sollte nicht durch ein Ganzes von Lichtaccorden und Melodien eben so ein Gewaltiges, Erschütterndes angeregt werden können, wie durch Töne? (16)

Man darf vielleicht folgern, daß, was die Natur verweigert, die Kunst zu leisten habe. Jenes Göttliche, das in der Schrift der Natur und der Sprache ihrer Beschreibung nur unzulänglich repräsentiert ist, scheint hier in einer frühen Antizipation als das Produkt der Kunst imaginiert zu werden.

Metaphysik und Empirie

Aber noch ist es nicht soweit. Vorerst gibt es Anzeichen, daß Stifter trotz seiner Skepsis gegen die metaphysische Reichweite der Naturforschung noch eine Weile an der Vorstellung einer Empirie »ad gloriam altissimi« festhält, die in der Tradition Kremsmünsters steht – notgedrungen, denn die »Schrift« der Natur ist die einzige Basis des menschlichen Wissens. Ihre Lektüre versteht sich, so ist zu vermuten, als Versuch einer empirischen Auffüllung und Bestätigung religiöser Ordnungsmodelle, die früher durch eine autoritativ abgesicherte Überlieferung

oder allenfalls durch individuelle Erfahrungsformen nach dem Muster der Epiphanie verbürgt waren, jetzt aber brüchig geworden sind. Die Wissenschaft soll in die Bresche springen, die sie zum Teil selbst geschlagen hat. An der empiristischen Konzeption der Naturwissenschaften übt Stifter keinerlei prinzipielle Kritik. In der vielzitierten Vorrede zu den *Bunten Steinen* von 1853 hebt er hervor, wie »begeisterungserweckend« die Arbeit eines Magnetismusforschers sei, den er als Beispiel für eine Wissenschaft wählt, die »nur Beobachtung nach Beobachtung macht«, alsdann aus dem »Einzelnen das Allgemeine zusammen trägt« und dergestalt die gesetzliche Ordnung der Natur erkennt, die Stifter hier im grundlegenden »sanften Gesez« verankert sieht (HKG 2.2, 10ff.). Die nicht minder berühmte Vorrede zur 1842 erstmals erschienenen Erzählung »Abdias« ist in diesem Punkt noch deutlicher: Sie leitet die Empirie nicht allein bis auf ein »oberstes oder Fundamental=Naturgesetz« im Sinne Baumgartners (6), sondern prospektiv bis auf Gott selbst zurück.

Wie »Der Hochwald« demontiert »Abdias« zunächst ältere Weltmodelle und Sinnofferten. Abgewehrt wird die antike Idee eines »Fatums«, das als »letzte Unvernunft des Seins«, als »furchtbar letzter starrer Grund des Geschehenden, [...] jenseits dessen auch nichts mehr ist«, die unbegreiflichen Glücks- und Unglücksfälle der Menschen verantworten soll. Abgewehrt wird aber auch ein christliches »Schicksal, also ein von einer höhern Macht Gesendetes«, dem die Idee eines theistischen Gottes zugrunde liegt (HKG 1.5, 237f.). Stifter plädiert demgegenüber für eine strikt kausale Reduktion der Fakten, die weniger determiniert zu sein, als in der menschlichen Autonomie zu wurzeln scheinen:

eine heitre Blumenkette hängt durch die Unendlichkeit des Alls und sendet ihren Schimmer in die Herzen – die Kette der Ursachen und Wirkungen – und in das Haupt des Menschen ward die schönste dieser Blumen geworfen, die Vernunft, das Auge der Seele, die Kette daran anzuknüpfen, und an ihr Blume um Blume, Glied um Glied hinab zu zählen bis zuletzt zu jener Hand, in der das Ende ruht. Und haben wir dereinstens recht gezählt, und können wir die Zählung überschauen: dann wird für uns kein Zufall mehr erscheinen, sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern nur Verschulden; denn die Lücken, die jetzt sind, erzeugen das Unerwartete (238).

Obwohl es hier nicht im strengen Sinne um Naturwissenschaft geht, verallgemeinert Stifter in dieser Konstruktion doch ein naturwissenschaftliches Prinzip zur Weltdeutungsformel, ein Prinzip, das sich längst durchgesetzt hat, in Baumgartners *Naturlehre* jedoch zu Sätzen geronnen ist, deren große Nähe zur »Abdias«-Vorrede auffällt:

Wenn wir den Ursachen der Erscheinungen nachspüren, finden wir in vielen Fällen das Auftreten einer Erscheinung durch das Vorhandenseyn einer anderen bedingt, die selbst wieder ihren Grund in dem Daseyn einer sinnlich wahrnehmbaren Ursache hat. Auf diese Weise stellt sich uns, indem wir von einem bestimmten Phänomen ausgehend, stets für das, was wir als Wirkung irgend eines sinnlichen Grundes anzunehmen genöthiget sind, die Angabe desselben fordern, eine Reihe von Phänomenen dar, die gliedweise untereinander in der Beziehung von Wirkung und Ursache stehen. Eine solche Reihe kann aber in Richtung des Aufsteigens von Wirkung zur Ursache auf dem Felde der sinnlichen Wahrnehmung offenbar

nicht in das Unendliche fortgehen, sondern wird durch ein Phänomen geschlossen, dem keine durch die Sinne erkennbare Ursache entspricht (6).

Läßt Baumgartner die Kette in einer nicht weiter rückführbaren »Kraft« als einem jener bereits zitierten »obersten oder Fundamental=Naturgesetz[e]« enden, so geht es Stifter um mehr. Er will nicht lediglich die Falschheit von Schicksalskonzepten aufzeigen, indem er das Moment des menschlichen »Verschuldens« ursächlich ins Spiel bringt, er möchte die schuldhafte Verflechtung menschlicher Praxis überdies bis in die Hand Gottes zurückverfolgen, der dem Menschen seine Autonomie gegeben hat. Auf diese Weise wäre eine stichhaltige Erklärung des bislang Unerklärlichen gefunden, das ja gerade durch den Anschein irritiert, »als kehrten sich in einem gegebenen Falle die Naturgesetze um« (HKG 1.5, 237). Das aber kann und soll nicht sein. Es soll vielmehr der Welt ein naturgesetzlich bestimmter und empirisch rekonstruierbarer Zusammenhang bescheinigt werden, dessen Ursprung in Gott liegt. Zu diesem Zweck orientiert sich Stifter an dem für die Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts maßgeblichen Modell der Kette, allerdings in seiner temporalisierten, also genetisch gewendeten Ausprägung.³⁹ Stifters Ordnungsvorstellung ist hier offenbar keine statische, sondern eine in gewisser Hinsicht ›historische‹, in der das Werden des status quo zur Debatte steht.

Wie brüchig sie allerdings ist, scheint nur angesichts zahlreicher harmonisierender Interpretationen der Erläuterung zu bedürfen.⁴⁰ Die Vorstellung einer theistischen Schicksalsmacht, die dauernd willkürlich in ihre Schöpfung eingreift, widerspricht offenbar dem Wunschbild einer mit den Mitteln der Naturwissenschaft erklärbaren gesetzhafte Ordnung und muß schon aus diesem Grunde ins Reich der Mythen verbannt werden. Der zumindest tendenziell deistische Gott aber, der einer solchen Vorstellung einzig adäquat sein kann, weil er sich ein für allemal an die von ihm geschaffene und in der Folge ohne ihn ihren Lauf nehmende Regelmäßigkeit bindet, ist hier kaum mehr als Stifter einer emphatischen Ordnung auszumachen. Er muß zwar als der Urheber jener »Naturgesetze«, insbesondere des Kausalitätsprinzips, gedacht werden, die die Rahmenbedingungen alles Geschehens darstellen – aber eben auch nur diese. Innerhalb ihrer spielt sich – so das Bild der Blumenkette – eine gänzlich selbstläufige Eigendynamik ab, die Gott als bloße *prima causa* nur noch angestoßen haben

³⁹ Vgl. dazu Arthur O. Lovejoy: *Die große Kette der Wesen. Geschichte eines Gedankens [1933]*. Frankfurt/M. 1985, S. 292–345, v.a. S. 323 u. ö. – Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M. 1978, S. 41ff., 59ff. – Zum Problem der Temporalisierung vgl. unten Anm. 53.

⁴⁰ Vgl. dazu und zum folgenden die mit wünschenswerter Deutlichkeit vorgetragenen Ausführungen von Hartmut Laufhütte: Von der Modernität eines Unmodernen. Anlässlich der Erzählung »Abdias« von Adalbert Stifter. In: *Adalbert Stifters schrecklich schöne Welt. Beiträge des internationalen Kolloquiums Antwerpen 1993* (= Acta Austriaca-Belgica 1. Eine Ko-Produktion von Germanistische Mitteilungen [Brüssel] 40 [1994] und Jahrbuch des Adalbert Stifter-Institutes [Linz] 1 [1994]), S. 65–75, zur Vorrede S. 68ff.

soll. Mag also das im Augenblick noch rätselhafte Weltgeschehen kausal erklärbar sein, eine Ordnung bildet es deshalb noch lange nicht, und ein ›Sinn‹ kann ihm unter diesen Prämissen gar nicht abgewonnen werden.

Aber selbst diese Schwundstufe eines gesetzhaften Zusammenhangs der Welt ist nichts als ein Postulat.

Wohl zählt nun das menschliche Geschlecht schon aus einem Jahrtausende in das andere, aber von der großen Kette der Blumen sind nur erst einzelne Blätter aufgedeckt, noch fließt das Geschehen wie ein heiliges Räthsel an uns vorbei [...] und was noch erst die Woge aller Zukunft birgt, davon können wir wohl kaum das Tausendstel des Tausendstels ahnen (238f.).

Bei aller ein wenig mühsam anmutenden Beschönigung, mit der Stifter diesen eher deprimierenden Befund behandelt, ist soviel klar: Die naturwissenschaftliche oder naturwissenschaftlich inspirierte Empirie ist nicht nur ein gutes Stück von ihrem Ziel entfernt, vielmehr ist dieses gewissermaßen durch einen absoluten Aufschub charakterisiert, wie die Rede von der »Unendlichkeit« der Kette zeigt, die erst in der *Studien*-Fassung der Erzählung verschärfend hinzukommt. Es ist mithin gar nicht denkbar, daß wir »dereinstens recht gezählt« haben werden, der Fluchtpunkt der gesamten Argumentation bleibt notwendig unbeweisbar. So kapituliert die Empirie schon *innerhalb* des Programms, in dem sie zur Stützung einer metaphysischen Ordnungsidee eingesetzt werden soll. Das in diesem Programm gleich mitformulierte Scheitern aber eröffnet hinlänglich Raum für den Zweifel, ob das »Räthsel« des Weltgeschehens wirklich ein »heiliges« sei, oder ob wir es nicht am Ende doch der »letzten Unvernunft des Seins« zu verdanken haben, wie schon der alte Gregor argwöhnte. Die nachfolgende Erzählung vom hiobgleichen Juden Abdias belegt denn auch eher, daß »das Geschehen wie ein heiliges Räthsel an uns vorbei« fließt, als daß sie uns einen plausiblen Rahmen seiner Sinndeutung geben würde.

Kultur und Natur

Daß diese Konstellation keineswegs einen Einzelfall in Stifters Werk darstellt, mag ein Blick auf eine Passage aus der 1850 publizierte *Studien*-Fassung der Erzählung »Zwei Schwestern« zeigen. Gegenüber dem Ich-Erzähler entwickelt der junge Landwirt Alfred Mussar eine Naturkonzeption, die in einschlägigen Kommentaren gern und mit Recht auf das 2. Buch von Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* bezogen wird,⁴¹ die Stifter jedoch schon aus seinem ersten naturkundlichen Lehrbuch, Raffa *Naturgeschichte für Kinder*, bekannt war und genaueste Übereinstimmung mit dem ›Kremsmünsterschen Modell‹ aufweist: die Lehre von den verschiedenen Reichen der Natur. Obgleich sie ein verbreitetes Gliederungsprinzip der Naturgeschichte, beispiels-

⁴¹ Vgl. den *Studien*-Kommentar von Ulrich Dittmann zu S. 356,10 von HKG 1.6 (HKG 1.9).

weise in Linnés *Systema naturae*, darstellte, weichte sie sozusagen an ihren Rändern bereits im 18. Jahrhundert durch die nicht weniger verbreitete Vorstellung der »great chain of being« und die Idee einer strikten Kontinuität der Natur auf;⁴² im 19. Jahrhundert verlor sie durch die Spezialisierung der Einzelwissenschaften weithin ihre Relevanz. Ist die Lehre von den Reichen also zu Stifters Zeit bereits einigermaßen antiquiert, so belegt sie doch den Versuch, in einer Ära immer radikaler werdender empiristischer Zersplitterung des Naturbildes zugleich noch den Blick auf das »Ganze« der Natur zu bewahren.

»Es ist sonderbar, wie die Abstufung der Dinge, unter denen wir leben, auf den Menschen wirkt. Wie fremd sind uns die Minerale, wie hart seltsam abentheuerlich sind uns ihre Farben [...] wie unbekannt ist uns ihr Entstehen in dem dunkeln Schoße der Erde, wo sie in einander verwachsen und wunderbarlich gebildet ruhen und lauschen. Wie näher sind uns schon die Pflanzen, sie sind unsere Gesellschaft über der Erde, der sie wohl noch mit der Wurzel angehören, von der sie aber doch mit ihrem edleren Theile, mit der Krone und mit der Blüthe, wegstreben; ihre Nahrung und ihr Wachsen ist wie das unsrige, sie nehmen die irdischen Stoffe in ihre feinen Organe und verwandeln sie in ihr Wesen, und wenn wir gleichwohl nicht begreifen, wie das geschieht, so ist es für unsere Liebe schon genug, daß sie uns hierin verwandt sind [...] Noch näher sind uns die Thiere [...] Sie sind die Spiegelbilder von uns, die abgeblaßten. Sie zeigen uns unsere Affekte, unser Leiden, unsere Freuden, die Hingabe an innere Triebe, die verstümmelte Natursprache und ein dumpfes Dämmern von Vernunft und höherer Ahnung. Daher lieben wir sie schon zuweilen, weil sie uns wie die Knospe von uns selbst erscheinen, weil sie uns in ihrer Hülfflosigkeit wie zurückgesetzte Menschen vorkommen, die nur nicht genug an Geist und Kraft erhalten haben, um sich empor zu schwingen und eine stättige Vervollkommnung einzuleiten. Das Nächste aber ist für den Menschen doch immer wieder der Mensch [...] Freilich ist die Natur im Ganzen, wozu indeß der Mensch als Glied gehört, das Höchste. Sie ist das Kleid Gottes, den wir anders als in ihr nicht zu sehen vermögen, sie ist die Sprache, wodurch er einzig zu uns spricht, sie ist der Ausdruck der Majestät und der Ordnung: aber sie geht in ihren großen eigenen Gesezen fort, die uns in tiefen Fernen liegen, sie nimmt keine Rücksicht, sie steigt nicht zu uns herab, um unsere Schwächen zu theilen, und wir können nur stehen und bewundern« (HKG 1.6, 356f.).

Es gehört nicht viel dazu, in dieser Schilderung tiefe Ambivalenzen zu entdecken. Die Natur erscheint als ein nach »eigenen Gesezen« organisierter, klar gegliederter und hierarchisch gestufter *ordo*, dessen Aufbau nicht allein den Graden der Verwandtschaft zum Menschen folgt, sondern zugleich als eine Linie zum Edleren, Höheren und Vollkommeneren verstanden wird. Das Prinzip der »stättigen Vervollkommnung« scheint dabei aber nicht nur in der hierarchisierten Abfolge der Naturreiche zu walten, sondern auch innerhalb dieser selbst, bei der Pflanze bereits, die mit »ihrem edleren Theile« von der Erde wegstrebt, vor allem aber beim Menschen. Auf diese Weise gelangt eine gewisse Dynamik, vielleicht sogar ein Entwicklungsmoment in die statische »Ordnung« der Natur-

⁴² Vgl. Lovejoy: Kette der Wesen (Anm. 39), S. 238, 274ff., 278ff. u.ö. Zur Diskussion um Kontinuität und Differenz zwischen den Naturreichen vgl. auch François Delaporte: *Das zweite Naturreich. Über die Fragen des Vegetabilischen im 18. Jahrhundert*. Frankfurt, Berlin, Wien 1983, S. 10ff., 63ff., 76f. – Der in diesem Zusammenhang einschlägige Topos, daß die Natur keine Sprünge macht, spielt im *Nachsommer*, vordergründig betrachtet, eine beiläufige (vgl. PRA 6, 322), konzeptuell aber nicht unerhebliche Rolle.

reiche.⁴³ Diese erscheint schließlich als Ausdruck und Sprache Gottes, als ein Zeichensystem also, das den einzigen Zugang zu seinem Urheber darstellt.

Damit aber beginnen auch schon wieder die Schwierigkeiten. Denn die Sprache Gottes bleibt trotz aller frommen Postulate letztlich unverständlich. Vielleicht darf man wiederum vermuten, daß dies gerade an ihrem Sprachcharakter liegt, das heißt an der Tatsache, daß Gott sich und seine Absichten eben nicht unmittelbar offenbart, sondern nur im Medium der Dinge und Zusammenhänge, die er geschaffen hat. Diese zu rekonstruieren, wäre wohl Aufgabe der empirischen Naturforschung, doch scheint Mussar ihr nicht gerade optimistisch gegenüberzustehen, wie bereits die zahlreichen Hinweise auf das belegen, was uns in der Natur »unbekannt« ist und was wir »nicht begreifen«. Die Empirie, die es mit der Physis zu tun hat, ist nicht nur weit entfernt, deren immanente Organisation zu begreifen, sie kommt auch an ihrem »meta-physischen« Ziel (Naturganzes, Gott) nicht an und kann das auch gar nicht, reißt damit aber das gesamte Konzept in einen tiefen Zweifel. Dahinter steht ein grundlegendes, aus der semiotischen Interpretation der Empirie resultierendes Problem. Das »Kleid« aus Zeichen nämlich, in dem wir Gott einzig sehen können, scheint ihn und die Organisation seines Kosmos aufgrund der zwangsläufigen Absenz des Signifikats zugleich zu verdecken. Wenn die »Geseze« der Natur als »Ausdruck der Majestät und der Ordnung« aufgefaßt werden sollen, *de facto* aber für »uns in tiefen Fernen liegen«, dann steht nicht nur die Erkennbarkeit solcher Gesetzmäßigkeit und Ordnung dahin, es muß überdies der Ausdrucks- und Sprachcharakter der Natur selbst – als eine bloße Supposition nämlich – fraglich werden. Das wird im Text so nicht gesagt, geht aber aus den Strukturen seiner Argumentation hervor.

Man tut gut daran, sich zu erinnern, daß Mussars Explikation die Antwort auf eine Frage darstellt – die Frage, »ob es ihn denn nicht sehr freue«, das »Gedeihen und Emporblühen« all seiner agrarischen Anlagen zu betrachten (356). Diese basieren wie bei vielen Landwirten Stifters auf naturwissenschaftlichen Kenntnissen, die aus »Büchern« erworben werden (328f., 344, 371), und reflektieren damit die neue Funktion der Wissenschaft, technische Verfügung über Naturprozesse zu ermöglichen. Ob das Mussar freut oder nicht, bleibt dem Leser verborgen, denn es handelt sich eher um die Verweigerung einer Antwort. Daraus könnte Skepsis gegenüber dem eigenen Tun sprechen. Bereits kurz vorher ist anläßlich der Betrachtung einer Ährensammlung, die Mussar angelegt hat, vom Landbau und der kulturellen Umgestaltung der Natur die Rede. Die Ähren, so sagt der Landwirt,

»werden einmal den bunten Schmelz und die Kräutermischung der Hügel verdrängen, und in ihrer großen Einfachheit weit dahin stehen. Ich weiß nicht, wie es dann sein wird. Aber

⁴³ Eine Verwischung der Grenze der Reiche liegt hier auch in der Feststellung von Analogien, zum Beispiel zwischen Mensch und Pflanze im Bereich der Nahrung. In der Tat wurde dieser Aspekt im 18. Jahrhundert ausführlich diskutiert. Vgl. dazu Delaporte: *Das zweite Naturreich* (Anm. 42), S. 63ff., 75ff.

das weiß ich, daß es eine Veränderung der Erde und des menschlichen Geschlechtes ist, wenn zuerst die Cedern vom Libanon, aus denen man Tempel baute, dann die Ahorne Griechenlands, die die klingenden Bogen gaben, dann die Wälder und Eichen Italiens und Europa's verschwanden, und endlich der unermessliche Schmuck und Wuchs, der jetzt noch an dem Amazonenstrom steht, folgen und verschwinden wird. Es gibt unendliche Wandlungen auf der Welt, alle werden sie nöthig sein, und alle werden sie, eine auf die andere, folgen« (353).

Aus Wiesen werden Felder, aus Bäumen Tempel und Bogen, aus Natur wird Kultur, und das kostet seinen Preis. Daß die radikale »Veränderung der Erde«, ja das »Verschwinden« der Natur, die doch eine bewunderungswürdige Ordnung sein soll, gleichwohl nötig, wenigstens berechtigt ist, könnte mit dem kurz darauf entwickelten Prinzip der »stättigen Vervollkommnung« begründet werden (357). In der Natur scheint das dynamische Prinzip ihrer Selbstvervollkommnung zu liegen: Alles entwickelt sich – aufgrund ihres vorausgesetzten Ordnungscharakters aber nur zum Besseren. Mit diesem Gedanken läßt sich die leere Legitimation der kulturellen Veränderung der Natur auffüllen: Was der Mensch als »Glied« der Natur an dieser tut, ist in ihrem Plan schon einbegriffen. Der skeptische, fast wehmütige Ton freilich opponiert solch forschen Konstruktionen, deren epistemologische Brüchigkeit ja zugleich mitformuliert wird. In ihm verrät sich ein untergründiger Zweifel an den zerstörerischen menschlichen Eingriffen in die göttliche Ordnung der Schöpfung, der sich bis in die Metaphorik fortsetzt. Die vielerlei Getreide sind das »unbezwinglichste Heer der Welt, die sie unvermerkbar und unbestreitbar erobern«, wobei sie die ursprüngliche Natur »verdrängen«. Mussars Ausstellung aller landwirtschaftlichen Geräte ist dementsprechend »gleichsam ein friedlicher Waffensaal der Erde« (353). Wo es aufgrund der Ferne und schweren Verständlichkeit der latenten »Ordnung« der Natur fraglich werden muß, ob alles kulturelle Tun auch wirklich in dieser Ordnung seinen Platz hat, taucht der Verdacht auf, die Arbeit an der Natur könne bloße Gewalt sein. Dieselbe Ferne und Fremdheit der Natur aber gibt zugleich dem Gedanken Raum, dieser unerklärte Krieg sei »nöthig«, nimmt doch die Natur ihrerseits »keine Rücksicht« auf den Menschen, ist also bedrohlich und scheint daher bei aller behaupteten Majestät und Ordnung ihrer »stättigen Vervollkommnung« bitter zu bedürfen.

Stifter betreibt eine Art doppelter Buch-Führung. Sinnbehauptungen, die empirisch uneinholbar sind, werden aufgestellt und mit demselben Federzug durchkreuzt. Eine göttliche Ordnung der Natur wird unterstellt und zugleich heimlich bezweifelt, und diese Interferenz verschiedener Positionen überträgt sich in der Folge zwangsläufig auf weitere Bereiche, besonders den des praktischen Umgangs mit der Natur. Ob die Kultur selbst zur Ordnung der Natur gehört, ob sie Gewalt gegen diese darstellt, ob solche Gewalt bloße Zerstörung oder ob sie legitime Selbstbehauptung des Menschen ist, bleibt ebenso unerkennbar wie Ordnung, Plan und Sinn der Natur überhaupt. Stifter aber schreibt alles auf.

Die Wiederkehr des Mythos

Die bisherigen Überlegungen zeigen, daß und warum die Natur bei Stifter nahezu zwangsläufig ambivalent werden muß. Um es in der Terminologie Auguste Comtes zu sagen: Stifiers Wissenschaftsverständnis ist zweifellos in vieler, ja in maßgeblicher Hinsicht ins »positive oder reale Stadium« eingetreten, ohne sich doch zugleich von den Erkenntnisansprüchen des »theologischen oder fiktiven« und des »metaphysischen oder abstrakten« verabschieden zu wollen. Comtes reinliche Trennung der Stadien will hier nicht so recht gelingen. Bejaht der programmatische Positivist die »relative Natur des positiven Geistes«, der die metaphysischen Fragen nach Ursprung, Wesen und Bestimmung des Gegebenen als müßige Spekulation abweist, so wird ebendies für Stifter zum Problem. Die »notwendige Unvollkommenheit«, weil Unabgeschlossenheit und Relativität unserer Erkenntnis, die zum Absoluten weder vordringen will noch kann, aber auch die »wirklichen Existenzen« nur unvollständig zu erfassen vermag,⁴⁴ wird zum Anstoß einer unterschwelligen, aber prinzipiellen Skepsis, die sich einerseits gegen die Möglichkeit von Erkenntnis überhaupt, andererseits gegen den behaupteten Ordnungscharakter der Natur richtet. Auf der Rückseite uneinlösbarer Ordnungsbemühungen kann der Verdacht einer radikal fremden und katastrophischen Natur in die Texte einströmen.

Begegnungen mit zerstörerischen Naturphänomenen spielen in Stifiers frühem und mittlerem Werk eine wichtige Rolle und unterliegen der Anstrengung, gerade an ihnen als den Extrempunkten der Naturerfahrung die Idee einer Ordnung zu erproben. In der 1853 in den *Bunten Steinen* publizierte Erzählung »Kazensilber« beispielsweise wird ein verheerender Hagel, der nahezu die gesamte Vegetation vernichtet, noch einmal ganz im Sinne des Theodizee-Gedankens gedeutet:⁴⁵ Schon im nächsten Frühjahr ist es, »als ob nie ein Schaden angerichtet worden wäre«. Im Gegenteil: »An den verstümmelten Bäumen wuchsen zahlreiche kleine Zweige hervor, die so schön waren, und so lebhaft wuchsen, als wäre das Abschlagen der Zweige kein Unglück gewesen, sondern als hätte ein weiser Gärtner dieselben beschnitten, daß sie nur desto besser empor trieben« (HKG 2.2, 286, vgl. 289). Ereignisse wie dieses erfüllen eine doppelte Funktion im Text: Sie beschwören einerseits noch in der vermeintlichen Katastrophe einen nicht nur naturimmanenten Zweck, sondern geradezu einen metaphysischen Sinn, und sie verraten andererseits, wogegen die Arbeit an der Natur aufgebildet wird, die das Leben der Protagonisten ebenso wie das Bild der dargestellten Landschaft vollständig bestimmt. Die Natur ist in ihrer vorfindlichen Form bedrohlich und in irgendeiner Weise defizient, jedenfalls der Bearbeitung

⁴⁴ Comte: *Rede über den Geist des Positivismus* (Anm. 29), S. 29ff.

⁴⁵ Mit der Philosophie von Leibniz ist Stifter bereits in Kremsmünster in Berührung gekommen, insbesondere über Joseph Calasanz Likawetz' *Elementa philosophiae*, in denen die *Theodizee* allerdings kritisch betrachtet wird (III, § 105ff.). Vgl. dazu Enzinger: *Studienjahre* (Anm. 6), S. 63f.

und Vervollkommnung bedürftig, sie ist aber zugleich als ein sinnvoll organisierter Zusammenhang eine normative Größe. Wenn das der Fall ist, dann muß sich die aus menschlicher Sicht notwendige Kulturationsarbeit, um legitim zu sein, selbst in die Ordnung der Natur integrieren, sich also naturalisieren.

Genau das ist es, was »Katzensilber« – in der Konsequenz wohl der an »Zwei Schwestern« sichtbar gewordenen Probleme – in nachgerade exzessiver Weise demonstriert. Das Leben der erzählten Figuren scheint ganz und gar in die Abläufe, Rhythmen und Gesetzmäßigkeiten der Natur eingebettet und derart völlig naturförmig zu sein. Noch die Sprache des Textes vollzieht mit ihrem anaphorischen Satzbau, ihren monotonen Wiederholungen und der Wiedergabe der immer gleichen Vorgänge aufs genaueste das nach, was, ungeachtet des eruptiven Hagelwetters, als primäre Eigenschaft der Natur gelten soll: Kontinuität, Stetigkeit, Wiederkehr des Gleichen.⁴⁶ Mit solchen Formen der Mimikry arbeitet der Text nicht anders als seine Figuren am Projekt einer Harmonie von Kultur und Natur. In völlig analoger Weise präsentiert sich der Vorgang, in dem der Mensch als »Glied« der Natur zu einem sozialen und kulturellen Wesen wird. »Katzensilber« erzählt, wie ein »braunes Mädchen«, ein Naturkind, das aus den Wäldern kommt und aufs innigste mit den Elementen vertraut ist, von der Familie eines Gutsherrn angenommen und erzogen wird. Dieser Akt der Enkulturation vollzieht sich als Bewegung einer kontinuierlichen Annäherung, die sich aus zahllosen minimalistischen, immer sich wiederholenden Schritten zusammensetzt – ein »Hineinwachsen« ins Haus, den Raum der Kultur und der Gesellschaft.

Doch die Utopie einer Versöhnung der Kultur mit der Natur scheitert auf eine ebenso unspektakuläre wie folgenreiche Weise. Sie basiert auf der Erkennbarkeit der Naturordnung, setzt sie doch voraus, daß man weiß, wie die kulturelle Praxis »natürlich« zu sein habe. Am Ende der Erzählung aber kehrt das Naturkind, dessen Erziehung vordergründig gelungen schien, zurück, woher es gekommen war. Dieser unerklärte und unerklärliche Vorgang wird lediglich mit dem Satz begründet »Sture Mure ist todt, und der hohe Felsen ist todt« (313) – einem Satz, der das braune Mädchen und sein Verhalten jäh in den Bereich des Mythos verpflanzt. Denn Sture Mure ist eine Figur aus einem jener Märchen (248),⁴⁷ die hier wiederum von einer Großmutter erzählt werden, anders als im »Hochwald« aber nicht mit dem Gestus der Entzauberung. Lakonisch und deutungslos handeln sie von rätselhaften Geschehnissen und unergründlichen Verhaltensweisen von Wesen, die einer geheimnisvoll mythischen Natur entstammen, und sind bezeichnenderweise im Landschaftsraum der (Rahmen-)Erzählung selbst angesiedelt. Ergibt sich daraus zunächst keinerlei Konsequenz, so

⁴⁶ Vgl. die Vorrede zu den *Bunten Steinen*, HKG 2.2, S. 10f., 12ff.

⁴⁷ Vgl. dazu Eve Mason: Stifter's »Katzensilber« and the Fairy-Tale Mode. In: *The Modern Language Review* 77 (1982), S. 114–129. – Christine Oertel-Sjögren: Myths and Metaphors in Stifter's »Katzensilber«. In: *Journal of English and Germanic Philology* 86 (1987), S. 358–371.

greifen, vom Schluß her gelesen, die Mythen der Binnengeschichten auf den Raum und die Figuren der eigentlichen Erzählung über. Der Mythos wird in die fiktive Realität eingetragen. Gelingt gegenüber den katastrophischen Naturereignissen noch eine, wenngleich mühsame Eingemeindung in supponierte Ordnungszusammenhänge, so kehrt in der Mythisierung des Schlusses das Bild einer unaufhebbar fremden und völlig undurchdringlichen Natur wieder, das, retrospektiv gesehen, in den Erzählungen der Großmutter immer schon das optimistische Konzept einer durchschaubaren und mit der Kultur harmonisierbaren Natur kontrapunktisch unterfüttert hatte.

Die Ordnung des Textes

Stifters literarisches Werk läßt sich als Prozeß einer permanenten Arbeit an einigen wenigen Problemen begreifen, nicht zuletzt dem hier skizzierten. Die Wiederkehr einer mythischen Natur behält in ihm nicht das letzte Wort, wenngleich die konzeptuellen Schwierigkeiten, die zu ihr geführt haben, keineswegs gelöst werden können. Der 1857 in drei Bänden erschienene *Nachsommer* geht andere Wege. Kaum einem seiner Leser ist die ans Zwanghafte streifende Ordnungsliebe der erzählten Figuren wie des Romans selbst entgangen. Mancherlei Indizien legen den Eindruck nahe, es solle hier noch einmal der Versuch gemacht werden, gegen die skeptischen und erkenntnis pessimistischen Implikationen der früheren Texte in solcher Ordnungsmanie die Ordnung der Welt selbst zu beschwören.

Der Zugang zur Natur unterliegt im *Nachsommer* einer strikten Systematik, in der man Grundzüge des Kremsmünsterschen Modells zu erkennen glaubt. Der Ich-Erzähler Heinrich, ein »großer Freund der Wirklichkeit der Dinge« (PRA 6, 23), wird von seinem Vater früh zu einem »Wissenschaftler im Allgemeinen« bestimmt (10). Infolgedessen widmet sich Heinrich zunächst der Mathematik als der »Grundlage« aller Wissenschaften (21), bevor er sich »der Betrachtung [s]einer Umgebungen« widmet (25), aus der die planmäßige Aufarbeitung der »Naturgeschichte« erwächst (26). Im Gegensatz zur klassischen Hierarchie der Reiche allerdings beginnt Heinrich, sammelnd, beschreibend und zeichnend, die Naturgeschichte bei der »Pflanzenkunde« und wendet sich erst im Anschluß daran den »Mineralien« zu, um schließlich auch die »Tiere« einzubeziehen (26ff.). Erst nach diesem Durchgang durch die Reiche der Natur setzt eine Spezialisierung auf Fragen der Geologie und Geogenese, besonders der Gebirgsbildung, ein (34ff.). Daß es nicht nur bei jenem, sondern auch bei dieser ums »Ganze« geht, zeigt Heinrichs Idee einer »morphologischen Gesamtproduktion der Erdoberfläche«:⁴⁸

⁴⁸ Albrecht Koschorke: *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*. Frankfurt/M. 1990, S. 276.

Die Betrachtung der unter mir liegenden Erde [...] erhob mein Herz zu höherer Bewegung, und es erschien mir als ein würdiges Bestreben [...], dem Entstehen dieser Erdoberfläche nachzuspüren und durch Sammlung vieler kleiner Thatsachen an den verschiedensten Stellen sich in das große und erhabene Ganze auszubreiten, das sich unsern Blicken darstellt, wenn wir von Hochpunkt zu Hochpunkt auf unserer Erde reisen und sich endlich alle erfüllt haben, und keine Bildung dem Auge mehr zu untersuchen bleibt, als die Weite und Wölbung des Meeres (40).

Später – Heinrich ist inzwischen in seinen Forschungen vorgerückt und erkennt, »daß sich Glied um Glied zu einer Ordnung an einander reihte, während früher mehr ein ansprechender Stoff durch einander lag, als daß eine aus dem Stoffe hervorgehende Gestaltung sich entwickelt hätte« – taucht der Gedanke auf, man könne durch geologische Studien und mineralogische Sammlungen das Gebirge im kleinen reproduzieren und seine Entstehung rekonstruieren (250f.). Hier wie auch sonst liegt dabei dem Prinzip der Sammlung, wenn schon nicht faktisch, so doch prinzipiell, ein Totalitätsanspruch zugrunde. Kaum etwas kommt im Roman ins Blickfeld, das nicht Gegenstand einer Sammlung wäre, über die genau Buch geführt wird. Das einzelne »Ding« wird dabei zum Exemplar einer Gattung und zum Index einer Systemstelle innerhalb einer Taxonomie, die flächendeckend bestimmte Bereiche der Natur erfaßt. Diese ergänzen einander nicht nur in chronologischer Abfolge im wissenschaftlichen Entwicklungsgang Heinrichs, sondern auch in räumlichem Nebeneinander im Rosenhaus des Freiherrn von Risach. In einzelnen Repräsentanten, systematischer Ordnung und überschaubarer Form nehmen die Sammlungen hier – ähnlich wie sich die alten Naturalienkabinette als »Abriß der gesamten Natur« verstanden⁴⁹ – die ›Welt‹ ins Haus hinein, das deren Museum wird; nicht zufällig erinnert die Abfolge der Zimmer an das Kremsmünstersche ›Universalmuseum‹ und damit an das Prinzip der Kunstkammer.⁵⁰ Und insofern die Welt von »Gott erschaffen« ist (PRA 7, 28, 152 u. ö.), könnte diese Organisationsform des Wissens noch einmal als Abdruck der metaphysischen Ordnung der Natur verstanden werden – im Sinne jener Forscher, die Darwin zufolge »meinen, das ›natürliche System‹ [der Klassifikation der Naturgegenstände] bedeute noch mehr: Sie glauben, daß es den Plan des Schöpfers enthülle«. ⁵¹ Das mag den im Roman allgegenwärtigen

⁴⁹ Vgl. Lepenies: *Naturgeschichte* (Anm. 39), S. 56.

⁵⁰ Auf ein Zimmer mit »Sammlungen von Naturkörpern« und »wissenschaftlichen Vorrichtungen, namentlich zu Naturwissenschaften« folgen später die Bibliothek, eine Kupferstichsammlung und ein »Bilderzimmer«, in dem die Gemälde flächendeckend und fugenlos wie in Kremsmünster gehängt sind (PRA 6, 93ff.). Enge Bezüge zu Kremsmünster sind vielfältig nachweisbar: Schon die Bezeichnung von Risachs Anwesen als »Asperhof« (189f.) folgt dem Vorbild des Aspermeierhofs in Kremsmünster, ebenso Risachs kontinuierliche Wetterbeobachtungen (in Kremsmünster seit 1763) und nicht zuletzt die Holzsammlung im Rosenhaus, für die die schon zu Stifters Schulzeit im »mathematischen Turm« in Kremsmünster aufbewahrte Xylotheek Pate gestanden hat. Vgl. P. Amand Kraml: *Die Xylotheek der Sternwarte Kremsmünster*. In: *Berichte des Anselm Desing-Vereins* 25 (Mai 1992).

⁵¹ Für Darwin »scheint diese Ansicht unsere Kenntnisse nicht zu vermehren«. *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl* [1859, 6. Aufl. 1872]. Leipzig 1990, S. 459.

Impetus erklären, die gesamte menschliche Lebensordnung und Praxis, auch die des Land- und Gartenbaus, an die Prinzipien der Natur anzuschließen (PRA 6, 102ff., 156ff., 162, 321f. u. ö.). Es gibt allerdings zu denken, daß die metaphysischen Implikationen der Naturforschung nur mit äußerster Zurückhaltung angedeutet, nirgends aber so entschieden formuliert werden wie noch in der »Abdias«-Vorrede oder in den »Zwei Schwestern«.

Das dürfte – ich wiederhole meine These – mit den Problemen einer empiristischen Umorientierung der Naturwissenschaften zusammenhängen. Der Grundriß einer aufs Ganze, auf ein System der Natur zielenden Naturerkenntnis wird zwar noch einmal nachgezeichnet, *de facto* aber ausgehöhlt. Schon Heinrichs Weg vom Allgemeinen einer ›Gesamtnaturwissenschaft‹ – nicht umsonst wird Alexander von Humboldt zitiert⁵² – in die fortschreitende Verengung einer Einzelwissenschaft reflektiert genau den zeitgenössischen Trend zur immer weiteren Spezialisierung der Naturwissenschaften unter dem Druck des explodierenden empirischen Wissens. Daß Heinrich sich gerade die »Wissenschaft der Bildung der Erdoberfläche« aussucht (PRA 6, 40), belegt zudem, daß die unhistorische Naturgeschichte inzwischen einer strikt verstandenen Geschichte der Natur mit einem dezidierten Interesse an deren »Entstehen« (39f.) gewichen ist, sich also aus den verräumlichenden Verfahren der Taxonomie in Richtung einer Temporalisierung gelöst hat⁵³ – ein in metaphysischer Hinsicht übrigens heikles Unterfangen, wie die Geologie zeigt.⁵⁴ Auch innerhalb der einzel-

⁵² »Ich that die Dichter bei Seite und nahm Alexander Humboldts Reise in die Aequinoctialländer, die ich zwar schon kannte, in der ich aber immer gerne las« (PRA 6, 56). Mit Humboldt wird hier ein Programm anitiert. »Überblick der Natur im großen, Beweis von dem Zusammenwirken der Kräfte«, Wiedergabe eines »Totaleindrucks« in den verschiedenen Naturgemälden, nennen die *Ansichten der Natur* von 1808 als Zwecke des Verfassers (Nördlingen 1986, S. 7, 245ff. u. ö.). Prinzipiell dasselbe Programm liegt dem *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* zugrunde (5 Bde., Stuttgart, Augsburg 1845–1862): »Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und lebtes Ganzes aufzufassen« (Bd. 1, S. VI). Im 2. Band geht es um die »Geschichte der Erkenntniß des Weltganzen, zu welcher ich hier die leitenden Ideen darlege« (135).

⁵³ Vgl. Lepenies: *Naturgeschichte* (Anm. 39), S. 52ff. u. ö. Zur ganz anders gearteten Rolle der Zeit im Rahmen der Naturgeschichte vgl. Lovejoy: *Kette der Wesen* (Anm. 39), S. 292ff., und insbesondere Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* [1966]. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1978, S. 173, 195ff. Quer dazu steht Dietrich von Engelhardt: *Historisches Bewußtsein in der Naturwissenschaft von der Aufklärung bis zum Positivismus*. Freiburg, München 1979, S. 81ff.

⁵⁴ Bis ins 19. Jahrhundert stehen die neuen paläontologischen und geologischen Erkenntnisse vor der Schwierigkeit, mit der biblischen Chronologie der Weltentstehung zu kollidieren. Vgl. Lepenies: *Naturgeschichte* (Anm. 39), S. 42ff., 50. – Martin Guntau: *Die Genesis der Geologie als Wissenschaft. Studie zu den kognitiven Prozessen und gesellschaftlichen Bedingungen bei der Herausbildung der Geologie als naturwissenschaftliche Disziplin an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*. Berlin 1984, S. 32ff. – Geof Bowker: Die Ursprünge von Lyells Uniformitarismus: Für eine neue Geologie. In: Michel Serres (Hg.): *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*. Frankfurt/M. 1994, S. 687–719, hier v. a. S. 687, 704ff. Charles Lyells bahnbrechendes Werk *Principles of Geology*, 1830 bis 1833 erschienen, wurde 1841/

nen naturgeschichtlichen Zweige seiner Betätigung vollzieht Heinrich in mancher Hinsicht den Gang der Wissenschaftsgeschichte nach. Vom Standpunkt eines neuen Begriffs von Empirie beklagt er für alle drei ›Reiche‹ der Natur die Anschauungs- und Erfahrungsferne der naturgeschichtlichen Klassifikationssysteme.⁵⁵ Während die »herkömmlichen Einteilungen« – gezielt wird primär auf Linné und seine Nachfolger – nur auf der Basis von »einem oder einigen Merkmalen« operierten, möchte Heinrich von der »Erfahrung« im Sinne aller »sich mir anbietenden Eigenschaften« eines Naturobjekts ausgehen, von der den »Sinnen« sich zeigenden »leiblichen, wirklichen Gestalt« (PRA 6, 26ff., 34). Namentlich kritisiert wird in diesem Zusammenhang einzig der seinerzeit berühmte, in Graz, Freiberg und Wien wirkende Mineraloge Friedrich Mohs (1773–1839) (27f.), der dadurch in die Funktion eines Repräsentanten einrückt, des Vertreters nämlich einer an Linné orientierten Naturgeschichte.⁵⁶ Tatsächlich

42 ins Deutsche übersetzt. – Noch 1843 bemerkt Berthold Auerbach, die Astronomie – gleichfalls für Stifter von größter Bedeutung – habe »der Altgläubigkeit das Dach über'm Kopfe abgehoben und die Geologie ihr den Boden unter den Füßen weggezogen«. Die Frau Professorin. In: *Berthold Auerbach's gesammelte Schriften*. Stuttgart und Augsburg 1857, Bd. 3, S. 159f.

⁵⁵ Vgl. dazu die m. E. noch immer unübertroffene Darstellung der Verfahren der naturgeschichtlichen Taxonomie bei Foucault: *Ordnung der Dinge* (Anm. 53), 173ff., 180ff. »Das System ist in seinem Ausgangspunkt arbiträr, weil es auf zwanghafte Weise jeden Unterschied und jede Identität außer acht läßt, die nicht die privilegierte Struktur betreffen. Das ist freilich kein Hindernis, daß man eines Tages durch diese Technik ein natürliches System entdecken könnte. [...] Man kann aber erst zum natürlichen System gelangen, wenn man mit Gewißheit ein künstliches System [...] errichtet hat« (183). Dieses Verfahren basiert auf einem restringierten Verständnis von Empirie: »Die Naturgeschichte ist nicht möglich geworden, weil man besser und aus größerer Nähe hingeschaut hätte. Im strengen Sinne kann man sagen, daß das klassische Zeitalter sich angestrengt hat, wenn nicht so wenig wie möglich zu sehen, so doch wenigstens freiwillig das Feld seiner Erfahrung einzuengen. Die Beobachtung ist seit dem siebzehnten Jahrhundert eine sinnliche Erkenntnis, die mit systematisch negativen Bedingungen verbunden ist« (ebd. 173f.). Vgl. auch Lepenies: *Naturgeschichte* (Anm. 39), S. 30ff., 36: »Die Darstellung der Naturdinge soll weniger deren inneren Zusammenhang widerspiegeln als uns deren Rekapitulation erleichtern [...] Das zeigt sich deutlich an der alphabetischen Gliederung, an der Arbeiten zur Naturgeschichte bis ins 18. Jahrhundert festhalten.« Vgl. ferner Gernot Böhme, Wolfgang van den Daele: *Erfahrung als Programm* (Anm. 27), S. 206ff., 210ff., sowie Ilse Jahn: *Grundzüge der Biologiegeschichte* (Anm. 5), S. 234ff. Zu den Problemen der Klassifikation bis hin zu deren genealogischer Umwendung vgl. Jean-Marc Drouin: Von Linné zu Darwin: Die Forschungsreisen der Naturhistoriker. In: Michel Serres (Hg.): *Geschichte der Wissenschaften* (Anm. 54), S. 569–595, v. a. S. 579ff., 594f. Zu Darwins Auseinandersetzung mit den Klassifikationssystemen vgl. *Die Entstehung der Arten* (Anm. 51), S. 457ff.: »[...] und also jede echte Klassifikation genealogisch ist und daß ferner die Gemeinsamkeit der Abstammung das unsichtbare Band bildet, das die Naturforscher unbewußt suchten, nicht aber irgendein unbekannter Schöpfungsplan, noch der Ausdruck für allgemeine Sätze oder das bloße Zusammenstellen und Sondern mehr oder weniger ähnlicher Dinge« (465).

⁵⁶ Hauptwerke: *Die Charakteristik der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten der Mineralien* (1820); *Grundriß der Mineralogie* (1822/24); *Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs* (1832). Zu Mohs und seinem neuen, vor allem von Abraham Gottlob Werner sich abgrenzenden Mineralsystem, »bei welchem die rein naturhistorische Methode im Sinne Linnés sollte zur Durchführung gebracht werden«, vgl. ADB Bd. 22

folgen die im *Nachsommer* betriebenen »Naturwissenschaften« ganz dem Risachschen Resümee, man schlage »jetzt mehr die Wege des Beobachtens und der Versuche ein, statt daß man früher mehr den Vermuthungen, Lehrmeinungen, ja Einbildungen hingegeben war« (130). Ausgehend von der »Sammlung vieler kleiner Thatsachen« (40), deren besondere Randbedingungen dabei zu beachten sind (131f. u.ö.), schreitet man induktiv zur vorsichtig zusammenfassenden Hypothesenbildung, die anschließend einer praktischen Kontrolle unterworfen wird. Die Risachsche Wetterprognostik auf der Basis präziser Verhaltensforschung an Insekten stellt das Musterbeispiel für dieses Verfahren dar (125–129). Es ist signifikant, daß Stifter sich hier an einem Abschnitt über »Thiere als Wetteranzeiger« aus der *Naturlehre* Baumgartners orientiert,⁵⁷ dem die Gestalt Risachs der biographistischen Forschung zufolge in vielen Zügen nachgebildet ist.⁵⁸ So verschränken sich im Roman verschiedene Naturkonzepte auch auf der Ebene der »Einflüsse« und »Quellen«.

Die neue, empiristisch-experimentelle Wissenschaft aber kann den Rahmen, in den sie im Roman gesetzt wird, mitnichten füllen. Genau besehen gibt es sie noch gar nicht.

»Ich glaube«, sagt Risach, »daß in der gegenwärtigen Zeit der Standpunkt der Wissenschaft [...] der des Sammelns ist. Entfernte Zeiten werden aus dem Stoffe etwas bauen, das wir noch nicht kennen. Das Sammeln geht der Wissenschaft immer voraus; Das ist nicht merkwürdig; denn das Sammeln muß ja vor der Wissenschaft sein« (133).

Die Erkenntnis einer doch immer vorausgesetzten Naturordnung mit Gott an der Spitze wird damit auf eine unbestimmte Zukunft vertagt. Alles, was im Roman über Natur und ihre Prinzipien gesagt wird, denen das Leben im Rosenhaus zu folgen vorgibt, hat unter dieser Prämisse kaum einen hypothetischen, sondern lediglich einen behauptenden Status. Das Eindringen subjektiver Setzungen in den Naturbegriff läßt sich denn auch allerorten verfolgen.

Auf einer subkutanen Ebene jedoch bringt der Text dieses Dilemma aufs genaueste zum Ausdruck, indem er auf eine unausdrückliche und verschwiegene Weise eine Verschiebung vornimmt. Heinrichs wissenschaftliche Tätigkeit wird zwar den gesamten Roman durchziehen, sie verliert sich aber ebenso aus dessen

(1885), S. 76–79, hier S. 77. Mohs habe ganz »den Standpunkt des systematisierenden Zoologen und Botanikers« bezogen und dabei die »Methode über die Natur der Sache« gesetzt. »Es hat sich daher auch das Mohs'sche Mineralsystem trotz seiner Vorzüge in der Wissenschaft dauernde Geltung nicht zu erringen vermocht« (79). – Zu Stifters Ablehnung des Mohsschen Systems im Zeichen eines stark an Goethe sich anlehrenden Gestaltdenkens vgl. Domandl: *Wiederholte Spiegelungen* (Anm. 8), S. 100ff.

⁵⁷ Baumgartner: *Naturlehre* (Anm. 23), S. 883.

⁵⁸ Vgl. Franz Hüllers Einführung zu PRA 6, S. XXVff. – Vgl. vor allem Karl Bardachzi: Andreas Freiherr von Baumgartner als Vorbild und Wegweiser Adalbert Stifters. In: *Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, Anzeiger* 87 (1950), S. 523–543. Bardachzi: Andreas Freiherr von Baumgartner als Risach in Adalbert Stifters »Nachsommer«. In: ebd., *Anzeiger* 88 (1951), S. 139–149. Bezüge zwischen Stifters Werken und Baumgartners *Naturlehre* weist auch Enzinger: *Studienjahre* (Anm. 6), S. 132f., nach.

Zentrum wie der Anspruch, mittels ihrer die grundlegenden Fragen der Naturordnung und ihres Ursprungs lösen zu können. »Von solchen Fragen flüchtete ich zu den Dichtern«, heißt es einmal (PRA 7, 28). Heinrichs Übergang von der Naturwissenschaft zur Kunst folgt keineswegs bloß dem Kremsmünsterschen Schema, er gründet vielmehr in der prinzipiellen Defizienz der Wissenschaft, die eines Supplements bedarf. Der im Bereich der Wissenschaft schon gar nicht mehr ernsthaft betriebene Versuch, sich einer Meta-Physik der Natur zu nähern, verlagert sich in die Kunst. Dem Roman zufolge totalisiert diese, wo die Wissenschaft zur immer weiteren Fragmentierung drängt. An einem bestimmten Punkt seiner Entwicklung wendet sich Heinrich von der wissenschaftlichen Naturzeichnung zur Landschaftsmalerei und eröffnet sich damit eine ganz andere Wahrnehmung desselben Gegenstandsbereichs: »Die Gebirge standen im Ganzen und im Reize vor mir, wie ich sie früher nie gesehen hatte. Sie waren meinen Forschungen stets Theile gewesen.« Infolgedessen geht es jetzt darum, »die Seele eines Ganzen« zu erfassen. »Es war ein gewaltiger Reiz für das Herz, das Unnennbare, was in den Dingen vor mir lag, zu ergreifen« (29f.). Dieses Unnennbare ist aber nicht lediglich der sinnliche Schein des »Ganzen«, sondern damit auch des »Göttlichen«, und so wird die Kunst »ein Zweig der Religion« (153f., vgl. 35 u.ö.). Merkwürdig an dieser Sakralisierung ist, daß die Religion selbst ansonsten im Roman überhaupt nicht mehr vorkommt, selbst in der Erziehung des Adoleszenten Gustav nicht (PRA 6, 239). Zwar ist vom »Schöpfer« noch hin und wieder die Rede, die Zugänge zu ihm aber scheinen weithin blockiert. Nimmt man alles zusammen, das metaphysische Versagen der Naturwissenschaft, den Ausfall der eigentlichen Religion und schließlich die eigentümliche Ersetzung des Schöpfergottes durch die derivative Kategorie des »Göttlichen« im Bereich der Kunst, so drängt sich der Eindruck auf, letztere werde als der einzig verbleibende Ort gedacht, an dem ein Numinoses, wenngleich wiederum nur in einer Schwundform, unter den Bedingungen der Absenz Gottes noch erfahrbar sei.

Damit aber bringt der Roman sich selbst ins Spiel, zumal Heinrichs malerische Bemühungen sang- und klanglos versickern: Vom unbegabten Maler wird der Held, das Vorliegen seiner fiktiven Autobiographie belegt es, zum Schriftsteller. Das Bemühen um die Ordnung der Dinge, das *im* Roman an kein rechtes Ende kommt, ja geradezu in seiner Aussichtslosigkeit erkennbar wird, verlagert sich auf die Ebene des Textes selbst. Im Gegensatz aber zu dem auf der Inhaltsebene ausgesprochenen Kunstprogramm *erfaßt* auch die Kunst hier keine vorfindliche Ordnung, sondern *produziert* eine solche allererst als Text. So sehr der *Nachsommer* vermeintliche Naturprinzipien hochhält und für seine Figuren verbindlich zu machen strebt, so wenig kann davon die Rede sein, in seinen künstlichen Paradiesen spiegle sich noch eine Ordnung des Realen. Schon programmatisch nimmt Stifter Abstand von jedem »Realismus« im Sinne der mimetischen Abbildung der vorfindlichen Wirklichkeit – an dem er andererseits noch festhält.

»Ich habe wahrscheinlich«, schreibt er an seinen Verleger Heckenast, »das Werk der Schlechtigkeit willen gemacht, die im Allgemeinen mit einigen Ausnahmen in den Staatsverhältnissen der Welt in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht [...] Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkömmt, in dem Werke zeichnen wollen und zwar in seiner Vollendung« (11.2. 1858, PRA 19, 54).

Obwohl Stifter immer wieder unterstellt, die äußere Wirklichkeit müsse Teil einer göttlichen Ordnung sein (wenn es diese gibt), wendet er sich in der gegenbildlichen Poetik des *Nachsommers* unausdrücklich, aber deutlich von dieser Vorstellung ab. Die »Schlechtigkeit« des Wirklichen »im Allgemeinen«, der im Bereich der Handlung die Unerkennbarkeit einer Ordnung korrespondiert, treibt die zwanghaften Ordnungssetzungen des Textes und seiner Protagonisten hervor – auch im Bereich der Natur. Wie inhaltlich die abgezirkelten kulturellen Ordnungen des Rosenhauses und seiner Gartenanlagen an die Stelle einer ambivalenten und fremden Natur treten, so ersetzt die ebenso artifizielle Ordnung des Textes die abhanden gekommene Ordnung der äußeren Welt, die es, existierte sie, nur abzubilden gälte.⁵⁹ So wachsen die Umrisse einer literarischen ›Prämoderne‹, die man an Stifters Spätwerk verschiedentlich nachgewiesen hat, nicht zuletzt aus den Problemen der Naturwissenschaft hervor.

Epilog: Agrikultur und Literatur

Auch mit Blick auf die selbstreflexiven Züge in Stifters Werken ist es nicht ohne eine besondere Logik, daß der Text die Ordnung der Dinge, der Roman das Buch der Natur substituiert. Von Anfang an steht das Naturthema in engster Beziehung zu Stifters Auffassung von Literatur. Bereits im Zusammenhang mit dem »Hochwald« habe ich angedeutet, daß die Demontage eines ›romantischen‹ Naturbildes auf der Ebene des Inhalts die Entromantisierung des Textes selbst spiegelt. In immer rigiderer Form wird Stifter in der Folge versuchen, sein Schreiben auf die Ordnung der Dinge zu beziehen, in sie einzugliedern und als ihre Abbildung zu verstehen. Er gleicht darin den Naturforschern, die seine Erzählungen darstellen – mehr aber noch seinen Landwirten. Bezeichnenderweise nämlich ist es gerade die Agrikultur, die zum Abbild und Modell der Literatur wird. Mit Bezug auf die Familie Roderer in der späten Erzählung »Nachkom-

⁵⁹ Vgl. dazu die vielfältigen Beobachtungen bei Thomas Keller: *Die Schrift in Stifters »Nachsommer«*. Buchstäblichkeit und Bildlichkeit des Romantextes. Köln, Wien 1982. – Daß die Ordnung des Textes in Stifters spätesten Werken mit ihrer ausgeprägten Vorliebe für Parataxe, Aufzählung, Liste, Wiederholung und Serie – Verfahren übrigens, die in mancher Hinsicht einen radikal positivistischen Charakter tragen – nur in einem ganz spezifischen Sinn noch als Ordnung zu begreifen ist, kann hier nicht mehr ausgeführt werden. Hans Joachim Piechotta hat herausgearbeitet, »daß die mythologisierende Überausstattung der Ordnung ein paradoxerweise damit identisches, ungeordnetes Chaos von Elementen produziert, welche in krudester Addition Ordnung sind«. Piechotta: *Ordnung als mythologisches Zitat* (Anm. 36), S. 105. Vgl. auch Hans Joachim Piechotta: *Aleatorische Ordnung. Untersuchungen zu extremen literarischen Positionen in den Erzählungen und dem Roman »Witiko« von Adalbert Stifter*. Gießen 1981.

menschaffen«, eine Familie, die tut, was ihr Name besagt, stellt Stifter einmal fest: »Ich bin am Ende selbst ein Roderer« (an Amalia Stifter, 20.10. 1863, PRA 20, 147). Textarbeit als Arbeit an der Natur? Diese Selbstaussage ist mehr als ein bloßes Aperçu. In einem programmatisch wichtigen Brief an Louise von Eichendorff hat Stifter sich schon früher mit einer seiner Figuren verglichen, der Landwirtin Maria aus »Zwei Schwestern«:

Mit [...] Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die fest gegründete Erde nicht verachten, sich immer praktischen [!] Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den Schwestern selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbete zu düngen und doch ein höherer opferfreudiger Mensch zu sein, [...] das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften (13.3. 1852, PRA 18, 110).

Wenn es allerdings kurz darauf nicht ohne Koketterie heißt: »Ich habe wirklich kein Verdienst an meinen Arbeiten, ich habe nichts gemacht, ich habe nur das Vorhandene ausgeplaudert« (ebd.), dann zeigt sich ein signifikanter Riß in Stifters poetologischer Selbsteinschätzung.⁶⁰ Einerseits soll Literatur eine Art subjektloser Selbstpräsentation des »Vorhandenen« sein, andererseits belegt der landwirtschaftliche Vergleich, daß dieses das Objekt einer gründlichen, auch die »Rodung« nicht scheuenden Bearbeitung ist. Ein ähnliches Dilemma zeigt sich schon im Bereich der Agrikultur selbst. Diese operiert bei Stifter fast ausnahmslos auf der Grundlage naturwissenschaftlichen Wissens und behauptet, selbst Prinzipien der Natur zu folgen. In »Brigitta« nicht anders als im *Nachsommer* wird prätendiert, die Kultur mache die Natur erst zu dem, was diese von sich selbst aus sein wolle. Die faktische Unerkennbarkeit der Natur freilich entzieht solcher Selbsteinschätzung den Boden und bleibt in den Texten nicht folgenlos: Daß der vorgeblich naturnahe Landbau in »Brigitta« mit den Metaphern der »Fabel«, des »Heldenlieds« und der »Dichtung« belegt wird (HKG 1.5, 420, 461), muß man wohl als einen heimlichen Kommentar dieser Konzeption lesen: Die Ordnung der Natur und deren Prinzipien erweisen sich als menschliche Projektionen. Und die Kultur, die die Natur nur zu ihrer Vollendung zu führen vorgibt, bringt diese – ich erinnere an die »Zwei Schwestern« – *de facto* zum Verschwinden und setzt sich an ihre Stelle. Vergleicht also Stifter in genauer Umkehrung der Metapher von der Agrikultur als Dichtung seine Literatur mit der Landwirtschaft, dann ist darin anerkannt, was doch andererseits gelehnet werden soll: Literatur plaudert eben *nicht* das Vorhandene aus, sondern ersetzt es durch ihre eigene Ordnung. Stifters Landwirte repräsentieren ihren Schöpfer und seine literarischen Verfahren. Der *Nachsommer* macht nur besonders deutlich, was Stifter – im Gegensatz zu anderen Strängen seiner poetologischen Programmik – in der Genauigkeit seiner Metaphorik ausgedrückt hat. So gesehen, entspringt Stifters Literatur nicht allein dem »Geist der Naturwissenschaft«, sondern mehr noch dem »Geist der Agrikultur«. Wo in ihr von Natur und ihrer Bearbeitung die Rede ist, da spricht sie immer auch von sich selbst.

⁶⁰ Zu Stifters Poetologie vgl. Begemann: *Welt der Zeichen* (Anm. 1), S. 359–411.

